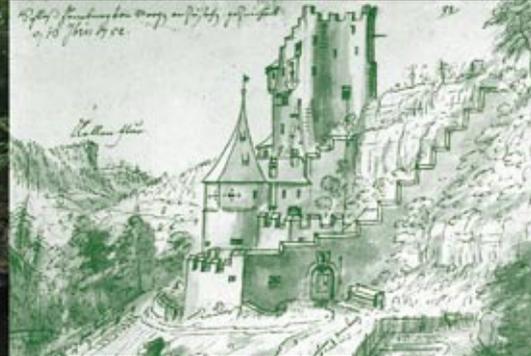




Archäologie Baselland



Jahresbericht 2008

Dokumentationen und Funde

IMPRESSUM

Herausgeber: Archäologie Baselland, Liestal
Redaktion, Layout: Reto Marti
Grafik, Layout: Tom – it's fair design! www.tom-ifd.ch
Druckversion: Schwabe AG, Muttenz
Bezugsquelle: Archäologie Baselland
Amtshausgasse 7
CH-4410 Liestal
oder als Download:
www.archaeologie.bl.ch

© 2009 Archäologie Baselland; Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion des Kantons Basel-Landschaft

Abbildungsnachweis: sämtliche Fotografien, Zeichnungen und Pläne stammen, wo nicht anders vermerkt, aus dem Fundstellenarchiv der Archäologie Baselland.

Alles bleibt anders

Wenn Sie diesen Jahresbericht in den Händen halten, hat die Archäologie Baselland eine neue Leitung: Am ersten Juli 2009 übernahm der Schreibende die Stelle des Kantonsarchäologen von seinem Vorgänger Jürg Tauber. Mit dem Entscheid, die Nachfolge intern zu regeln, setzt die Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion auf Kontinuität.

Kontinuität heisst nicht: Alles bleibt wie es ist. Seit vielen Jahren schon sucht die Archäologie Baselland vielmehr gezielt den permanenten Wandel. Wir haben die Arbeitsprozesse überprüft und optimiert, haben im Feld wie im Büro modernisiert, das Wissensmanagement verbessert und uns eng mit der universitären Forschung vernetzt – immer mit dem Ziel, mit den vorhandenen Ressourcen grösstmöglichen wissenschaftlichen Ertrag zu erwirtschaften.

Jahr für Jahr rettet die Archäologie Baselland wertvolles Kulturerbe vor der Zerstörung. Jahr für Jahr wird der Kanton dadurch aber auch um wichtige kulturgeschichtliche Facetten reicher – Erkenntnisse, die für das Verständnis und Bewusstsein unseres Gemeinwesens wichtig sind. Wir meinen, die hier eingesetzten Steuerfranken sind gut investiert. Doch urteilen Sie selbst!

Reto Marti



Inhalt

Jahresrückblick	4
Fundstellen und Schutzzonen	12
Grabungen und Bauuntersuchungen	22
Fundabteilung	124
Konservierungslabor	130
Archäologische Stätten	140
Dokumentation und Archiv	156
Auswertung und Vermittlung	166
Zeittabelle	188



Jahresrückblick

Im Jahr 2008 gab es nur gerade eine grosse Grabung, in Gelterkinden-Mühlstett, ganz im Gegensatz zu den Vorjahren, in denen eine grossflächige Untersuchung die andere ablöste. Wer nun allerdings meint, die Archäologie Baselland habe es deshalb ruhig angehen lassen können, täuscht sich: Zahlreiche kleinere Aktivitäten beschäftigten sowohl die Grabungsequipe als auch das Team im Hintergrund und erbrachten wertvolle Informationen, teils Ergänzungen zu bereits vorhandenen Kenntnissen, teils aber auch Neuentdeckungen wie eine bronzezeitliche Gargrube in Allschwil oder ein karolingisches Grubenhaus in Muttenz – übrigens neben der Kirche der erste Beleg für das mittelalterliche Dorf.

Neben Untersuchungen innerhalb der Ortskerne, wo Bauvorhaben jedes Jahr zahlreiche Interventionen der Archäologie auslösen, sind auch speziellere Fälle wie das «Steinenbrüggli» in Liestal vertreten, wo nun erwiesen ist, dass es – entgegen der lokalen Tradition – nicht auf römische Wurzeln zurückgeht.

Zu einem festen Bestandteil unserer Tätigkeit haben sich die Untersuchungen ausgewählter Bauten in den Ortskernen entwickelt. Sie stammen meist aus der frühen Neuzeit und bieten Einblicke in die vielfältige Geschichte der verschiedenen Dörfer, sei es nun eine Schmiede in Binningen, das Haus des Untervogts in Känerkinden oder ein Speicher in Lupsingen. Auch im Städtchen Liestal finden sich in den alten Mauern immer wieder Detailinformationen, die zur Geschichte des Ortes wichtige Beiträge liefern.

Und schliesslich sind jene Arbeiten zu nennen, bei denen vertiefte Analysen und Auswertungen Resultate früherer Grabungen ergänzen oder erweitern, etwa der Nachweis spätmittelalterlichen Weines in Pratteln oder die dank minutiösen Maueruntersuchungen eruierbaren Schäden des Basler Erdbebens von 1356 auf Birseck.

<

Arbeit in romantischer
Kulisse: Sarah Hänggi
bei der Aufnahme
des Steinenbrüggli in
Liestal.

Burgensanierung

In schwindelnder Höhe
klaren Kopf bewahren:
Claudia Spiess
dokumentiert Mauern
auf der Homburg.

Das organisatorische und finanzielle Schwergewicht des Jahres 2008 war zweifellos die Burgruine Homburg bei Läuelfingen. Am 24. Januar 2008 hat der Landrat mit 73:0 Stimmen (ohne Enthaltungen) einer Vorlage zum «Umgang mit und Sanierung von Burgen und Ruinen» zugestimmt, die neben einem

allgemeinen Bekenntnis zur Erhaltung ausgewählter Burgruinen einen Sanierungskredit in der Höhe von 2.87 Mio. Franken für die kantonseigene Homburg enthielt.

Dieser Entscheid ist ein wichtiger Schritt zur Erhaltung unseres Kulturerbes. Weitere werden und müssen folgen. Der Entscheid bedeutet aber auch eine grosse Erleichterung für all jene, die für die Ruinen und damit auch für die Sicherheit der Besucherinnen und Besucher verantwortlich sind.



Spezialistinnen und Spezialisten

Die Arbeiten im Gelände ziehen zwangsläufig auch Aktivitäten im «Backoffice» nach sich. Damit sind Konservierungslabor, Fundabteilung sowie Archiv und Auswertungen gemeint. Auch hier sind neben den kursorischen Arbeiten immer wieder Sonderanstrengungen gefragt, die einerseits mit dem riesigen Fundanfall der letzten zehn Jahre zu tun haben, andererseits aber auch mit der schrittweisen und konsequenten Umstellung von Inventarisierung und Archivierung auf unser Datenbanksystem ADAM. Dort, wo es bereits lückenlos eingesetzt wird, sind enorme Steigerungen der Produktivität erkennbar. Dennoch sind die Nachteile, die durch eine allzu dünne Personaldecke entstehen, auch durch noch so effizienten Einsatz dieser technischen Hilfsmittel nicht aufzuwiegen.

All diese vielfältigen Arbeiten werden nämlich durch ein (zu) kleines Team geleistet. Dass dieses dennoch hochmotiviert bleibt und die Herausforderung ei-

ner ständig fortschreitenden Spezialisierung und die damit verbundenen Veränderungen im Berufsbild ganz selbstverständlich annimmt, beweist seine Stärke und Professionalität. Im Gegensatz zu früher, wo es von den Archäologen meist hiess, sie hätten «den Spaten angesetzt», gehören Spaten, Pickel und

Aufs Detail kommt es an: Jan von Wartburg analysiert ein Erdprofil in Gelterkinden, Mühlstett.



**Wer eine Grube gräbt,
steht selbst hinein.
Johannes Häusermann
untersucht römische
Pfostengruben in
Gelterkinden.**

Schaufeln heute nur noch selten zu den archäologischen Werkzeugen. Für die groben Arbeiten wird heutzutage ein Kleinbagger eingesetzt, der aber mit sehr viel Geschick und Fingerspitzengefühl bedient werden muss. Die feineren Arbeiten werden nach wie vor mit einem ganzen Arsenal von Feinwerkzeug erledigt. Darüber hinaus gefragt und verlangt

sind aber auch der Umgang mit Lasertachymeter und EDV-gestützten Dokumentationsmitteln, das Verständnis für alte Bautechniken in Holz und Stein oder die Zusammensetzung von Kalkmörteln.

Kenntnisse nicht nur im archäologischen Kernbereich, sondern etwa auch in den naturwissenschaftlichen Disziplinen wie Pedologie (Bodenkunde), Archäozoologie und -botanik, Archäometallurgie, Dendrochronologie und Anthropologie helfen, die Zusammenarbeit mit den jeweiligen externen Spezialkräften und Institutionen für beide Teile fruchtbar zu gestalten. Sich hier ständig auf dem Laufenden zu halten, verlangt Mitarbeitende, die nicht «Dienst nach Vorschrift» machen, sondern vollen Einsatz und ein überdurchschnittliches Interesse an ihrer Arbeit zeigen. Für die leitenden Verantwortlichen der Archäologie Baselland sind Einsatzwillen und Leistungsbereitschaft des Teams immer wieder zu spüren, was an dieser Stelle mit allem Nachdruck verdankt sei!



Publikumskontakte

Bei all diesen Aktivitäten im Gelände, in der Fundabteilung und im Konservierungslabor darf nicht vergessen werden, dass die Aufgaben weiter gesteckt sind. Zum Kerngeschäft gehört auch, die erarbeiteten Informationen und Ergebnisse einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen: «passiv» mit der Ausleihe von Bodenfunden an Ausstellungen und kulturellen Veranstaltungen in Museen und Gemeindeinstitutionen, «aktiv» durch Publikationen und Vorträge sowohl für Fachleute als auch für ein interessiertes Laienpublikum. Auch das Heft 2007 unserer Jahresberichte ist erschienen und lässt die Hoffnung spriessen, dass die Herausgabe von Jahresberichten nicht wie damals 1993 eine «Einjahresfliege» bleiben soll, sondern zu einer Tradition wird.

Zu den weiteren Aktivitäten zuhanden der Öffentlichkeit gehört die Erarbeitung von Ausstellungen. «Una kam nur bis Nenzlingen», eine Wanderausstellung für Schulen, verbuchte 2008 einen grossen Erfolg. Hinzu kam die Mitarbeit an der Ausstellung «Unter uns» im Historischen Museum Basel.

Und schliesslich sind auch die Aktivitäten zu nennen, die unter dem Motto «erlebte Archäologie» zusammengefasst werden können: Die Ferienpass-Aktion «Kostproben aus der mittelalterlichen Küche» im Heimatmuseum Reinach war ebenso ein Erfolg wie der experimentelle Brand von 120 Töpfen in einem nachgebauten frühmittelalterlichen Töpferofen

Kein Vermummungsverbot in der Archäologie Baselland: Anita Springer schützt sich bei Bauuntersuchungen vor Dreck und Staub.



**Der Mauerspezialist:
Michael Schmaedecke
tastet sich auf der
Homburg an die
Qualität einer
Mauer heran.**

(ebenfalls in Reinach). Da eine solche Aktion ausserordentlich arbeitsintensiv ist, waren die beteiligten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Archäologie Baselland auf Hilfe von aussen angewiesen. Sie wurden tatkräftig unterstützt von Mitgliedern des Vereins «Tatort Vergangenheit», einer Vereinigung von an der Archäologie interessierten Laien.



Ausblick

Auch 2009 wird ein arbeitsreiches Jahr werden. Im Kästeli in Pratteln steht eine Grossegrabung im Areal eines römischen Gusthofes an, und auch die Sanierung der Homburg wird mit grosser Intensität weiter geführt. Ausserdem werden Konzepte für die nächsten Ruinensanierungen erarbeitet werden müssen: für Pfeffingen, für die zahlreichen im Besitz von Gemeinden, Bürgergemeinden und Privaten befindlichen Burgen, und nicht zuletzt auch für die Römervilla Munzach.

Schon jetzt zeichnet sich ab, dass die Belastung für das Team ähnlich gross sein wird wie in den vergangenen Jahren. Es ist zu hoffen, dass Regierung und Parlament die im Grunde unhaltbaren Personalengpässe erkennen und einer längst überfälligen Aufstockung des Stellenplanes zustimmen.

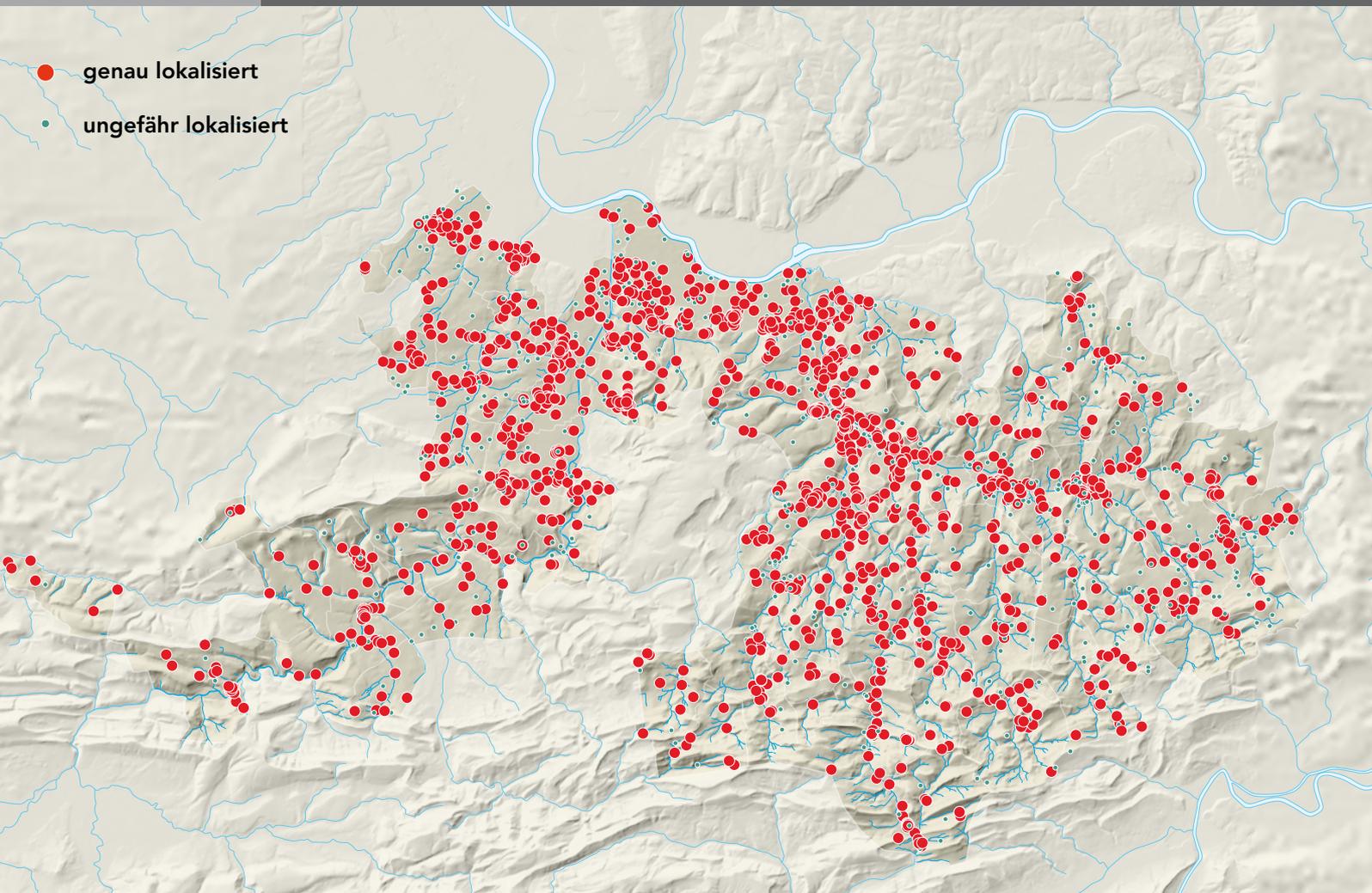
Jürg Tauber, Reto Marti



links:
Effizienz dank
technischer Hilfsmittel:
Sabine Bugmann bei
der Arbeit mit dem
Lasertachymeter,
genau beobachtet von
Zivi David Brönnimann.

rechts:
Einsatz von
Zivildienstleistenden
auch auf der
Homburg: Robin
Wenger assistiert die
dreidimensionalen
Vermessungsarbeiten.

- genau lokalisiert
- ungefähr lokalisiert



Fundstellen und Schutzzonen

Im Jahr 2008 ist das Archiv um weitere 98 Einträge angewachsen, so dass die Archäologie Baselland gesamt-
haft nun 3210 Dossiers zu archäologischen Fundstellen verwaltet. Rund ein Viertel der Einsätze betrafen
grössere Grabungen und Bauuntersuchungen. Sie werden auf den folgenden Seiten detaillierter vorge-
stellt.

Etliche Fundmeldungen verdanken wir aber auch Privatpersonen. Zum Teil sind das Einzelbeobachtungen
etwa von Spaziergängern, die ohne grössere Nachforschungen blieben. Von zunehmender Bedeutung sind
jedoch die Rückmeldungen unserer freiwilligen archäologischen «Späher». Sie haben auch im Berichtsjahr
neben den regulären Grabungen wiederum für den bedeutendsten Fundzuwachs gesorgt.

Speziell erwähnt sei in diesem Zusammenhang der im Berichtsjahr verstorbene Hans Jürg Leuzinger (1932–
2008) aus Riehen. Wer in Basel Ur- und Frühgeschichte studiert hat, kannte den freundlichen Herrn und
passionierten Hobbyarchäologen, dem der Kontakt zur wissenschaftlichen Forschung stets sehr wichtig
war. Wir gedenken seiner in Form eines kleinen Portraits, das Sie auf den folgenden Seiten finden.

Aber auch allen anderen – Bauherren, Finderinnen, Forschern –, die sich im Jahr 2008 engagiert für die
Belange der Archäologie und den Schutz unseres kulturellen Erbes eingesetzt haben, gebührt einmal mehr
ein grosses Dankeschön!

Reto Marti

<

Die Karte zeigt
sämtliche bekannten
archäologischen
Fundstellen des
Kantons Basel-
Landschaft (ausserhalb
der Römerstadt
Augusta Raurica).

Baugesuchskontrolle

2008 wurden mit 2572 Baugesuchen etwa gleich viele wie 2007 (2524) daraufhin geprüft, ob bei den Baumassnahmen archäologische oder bauhistorische Befunde tangiert werden. 85 mal war eine Einsprache nötig, die wieder zurückgezogen wurde, wenn die Bauherrschaft archäologischen Untersu-

chungen zustimmte und versicherte, die Archäologie Baselland rechtzeitig vor Baubeginn zu informieren. Es erstaunt, dass bei etwa gleicher Anzahl von Baugesuchen in diesem Jahr bedeutend weniger Einsprachen erfolgen mussten als 2007 (152). Eine Erklärungsmöglichkeit wäre, dass es bei den Gesuchen 2008 weniger um grosse Bauvorhaben als um kleinere Projekte – Fenster- und Dachumbauten, Windfänge, Carports etc. – ging, bei denen keine Eingriffe in die historische Substanz der Bauten oder des Untergrunds erfolgten.



In Absprache mit den Eigentümern konnte in Anwil, Hauptstrasse 31, ein 1779 erstellter Dachstuhl sowie eine im Dach eingerichtete historische Drechsler-Werkstatt dokumentiert werden.

In Folge der Baueinsprachen wurden 94 Baustellen kontrolliert, davon 19 Umbauten. Dabei erfolgten mehrere Kontrollen noch auf Grund von Einsprachen des Vorjahres oder sogar von 2006, wenn die Arbeiten erst in diesem Jahr stattfanden; ebenso werden bei mehreren Baugesuchen des Jahres 2008 die Arbeiten erst 2009 begonnen, so dass die vorgesehenen Kontrollen auch erst dann durchgeführt werden. Bei den Baueinsprachen, die aufgrund von Eingriffen in die Substanz von bestehenden historischen Gebäuden ausgelöst wurden, konnten die Prognosen so stark verfeinert werden, dass in 17 von 20 Fällen effektiv eine wissenschaftliche Dokumentation mit Ergebnissen zur Baugeschichte resultierte. Bei den restlichen drei Bauvorhaben werden die Untersuchungen 2009 durchgeführt. In sechs Fällen konnten bereits vor dem Einreichen der Baugesuche mit den Eigentümern Absprachen über die baugeschichtliche Dokumentation getroffen werden, so dass hier keine Einsprachen erforderlich waren.

Wiederholt wurde in diesem Jahr festgestellt, dass Bauherren trotz entsprechender Zusicherungen den Beginn der Bauarbeiten nicht gemeldet haben und

so möglicherweise archäologische Befunde unbesehen zerstört wurden. Da die Auflagen der Archäologie Baselland Bestandteil der Auflagen des Bauinspektorats sind, wurde damit gegen das kantonale Raumplanungs- und Baugesetz verstossen. Gegen die betreffenden Bauherren wurde Anzeige erstattet.

In einigen Gemeinden wurden Tiefbauarbeiten in Bereichen archäologischer Zonen durchgeführt, ohne dass die Archäologie Baselland hierüber informiert war. Da diese Arbeiten nicht dem normalen Baugenehmigungsverfahren unterliegen und die Archäologie Baselland auch keine Möglichkeiten besitzt, an entsprechende Informationen zu gelangen, ist sie darauf angewiesen, von den Gemeinden informiert zu werden. Deshalb wurden im Dezember alle Gemeindeverwaltungen des Kantons in einem Schreiben darauf hingewiesen, dass derartige Arbeiten nach §8 «Unterhaltsarbeiten im Tiefbau» der Verordnung zum Archäologiestgesetz zu melden sind.

Bericht: Michael Schmaedecke

Stellungnahmen

Im Rahmen der Zonenplanungen der Gemeinden gab die Archäologie Baselland im Berichtsjahr 22 Stellungnahmen ab. Darin wurden die archäologischen Schutzzonen und die betreffenden Schutzmassnahmen definiert. Archäologische Schutzzonen werden dort ausgeschieden, wo aufgrund bekann-

ter Funde davon ausgegangen werden kann, dass archäologische Reste im Boden vorhanden sind.

Je nachdem, worum es sich bei den bekannten Funden handelt – prähistorische Dörfer, römische Villen, frühmittelalterliche Gräberfelder usw. – und mit welcher Ausdehnung der Spuren unter dem Boden zu rechnen ist, wird ein entsprechend grosses Gebiet um die bekannten Fundstellen einer Schutzzone zugeschlagen. Diese Zonen bezwecken den Schutz archäologischer Geschichtszeugnisse, die aufgrund ihres wissenschaftlichen Wertes als Bestandteile des kulturellen Erbes von Bedeutung sind.



Neue archäologische Schutzzone in Dittingen, Schemel. Das Luftfoto zeigt bei abschmelzendem Schnee deutlich die unregelmässig nebeneinander verlaufenden Fahrspuren eines Hohlwegsystems. Es gehört zum historischen Verkehrsweg von Laufen nach Biel (Patrick Nagy, Kantonsarchäologe Zürich).

Innerhalb der Schutzzone sind ohne Bewilligung der Archäologie Baselland keinerlei Eingriffe in den Boden zulässig, die über die bisherige Nutzung hinausgehen. Das heisst, dass beispielsweise eine bereits bestehende landwirtschaftliche Nutzung weiterhin möglich ist. Eine Einschränkung ist hierbei, dass die Pflugtiefe nicht mehr als die allgemein üblichen 20 Zentimeter betragen darf.

Sind in den Schutzzonen Bodeneingriffe unumgänglich, wie zum Beispiel beim Neubau von Häusern, erteilt die Archäologie Baselland eine Bewilligung, wenn eine genaue Abklärung über das Vorhandensein archäologischer Befunde und gegebenenfalls eine archäologische Ausgrabung erfolgt sind. Entsprechendes gilt auch für historische Substanz in Gebäuden.

Der Sinn der Ausweisung archäologischer Schutz-zonen ist einerseits, dass nichts unbesehen zerstört wird und andererseits, dass die Grundeigentü-mern und Grundeigentümer darüber informiert sind, dass historische Substanz im Boden vorhan-den sein kann. So ist es ihnen möglich, sich bereits

vor der Einreichung eines Baugesuches an die Archäologie Baselland zu wenden, um abzuklären, in welcher Form archäologische Untersuchungen erforderlich sind und wie diese in den Bauvorgang einzuplanen sind, dass Verzögerungen vermieden werden können.

Im Berichtsjahr wurden in mehreren Fällen Auskünfte zur archäologischen Situation im Bereich geplanter Baumassnahmen gegeben, so dass die Planungen entsprechend angepasst werden konnten.

Vier Mal wurde zu Meliorationsverfahren Stellung genommen. Dabei ging es um die Abklärung, ob ein Neubau, die Sanierung von Zufahrtswegen oder der Bau von Versorgungsleitungen im Bereich landwirtschaftlicher Betriebe archäologische Befunde tangiert. Dies war bei diesen Projekten jedoch nicht der Fall, so dass eine archäologische Dokumentation vor oder während der Bodeneingriffe nicht erforderlich war.

Bericht: Michael Schmaedecke

Hans Jürg Leuzinger
vor der eiszeitlichen
Faunafundstelle am
Ausserberg in Riehen
im Jahr 2005. Foto
Jürg Sedlmeier.



Hans Jürg Leuzinger (1932–2008)

Während Jahrzehnten widmete sich der Amateur-Archäologe Hans Jürg Leuzinger mit grosser Begeisterung und Sachkenntnis in seiner Wohngemeinde Riehen und auch in Bettingen dem Aufspüren von jungsteinzeitlichen Fundstellen und dem Absammeln der dort auf Äckern zutage tretenden Artefakte. Um archäologische Funde vor der Zerstörung zu retten, kontrollierte er in enger Zusammenarbeit mit der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt auch viele Baugruben. So konnten dank ihm zahlreiche wichtige archäologische Fundstellen aufgespürt, gesichert und der zuständigen kantonalen Fachstelle zugeführt werden.

Auf sein Konto gehen aber auch zahlreiche Funde aus dem Kanton Basel-Landschaft wie zum Beispiel die hier abgebildeten, etwa 6000 Jahre alten Steinwerkzeuge, die er in den Jahren 1972 bis 1988 in einer jungsteinzeitlichen Siedlung in der Gemeinde Giebenach fand. Besonders bemerkenswert ist ihr

Neolithische Werkzeuge
von Giebenach aus
Silex und Felsgestein:
Pfeilspitze, Beilklinge,
Kratzer und drei
kantenretuschierte
Klingen (v.l.n.r.). Länge
der grössten Klinge
rechts 10 cm.



Im Umkreis des
Bischofsteins bei
Sissach fand Hans
Jürg Leuzinger die
Überreste einer
bronzezeitlichen
Höhensiedlung.

makelloser Zustand. Heute ist bei Ackerfunden eine derart vollständige Erhaltung wegen der zerstörerischen Wirkung der modernen landwirtschaftlichen Maschinen leider kaum mehr anzutreffen.

Insgesamt kamen durch Hans Jürg Leuzinger mehr als 2000 Funde aus 19 archäologischen Fundstellen

in die Obhut der Archäologie Baselland. All diese Objekte sind sauber geordnet und detailliert auf Fundlisten erfasst. Dies zeigt, wie sorgfältig und gewissenhaft Hans Jürg Leuzinger arbeitete – was ihn von manchem leidenschaftlichen «Sammler» unterscheidet, der vor Freude an den Sammelstücken gerne die Dokumentation der Herkunft vergisst, die letztlich aber entscheidend für den wissenschaftlichen Wert des Objektes ist.

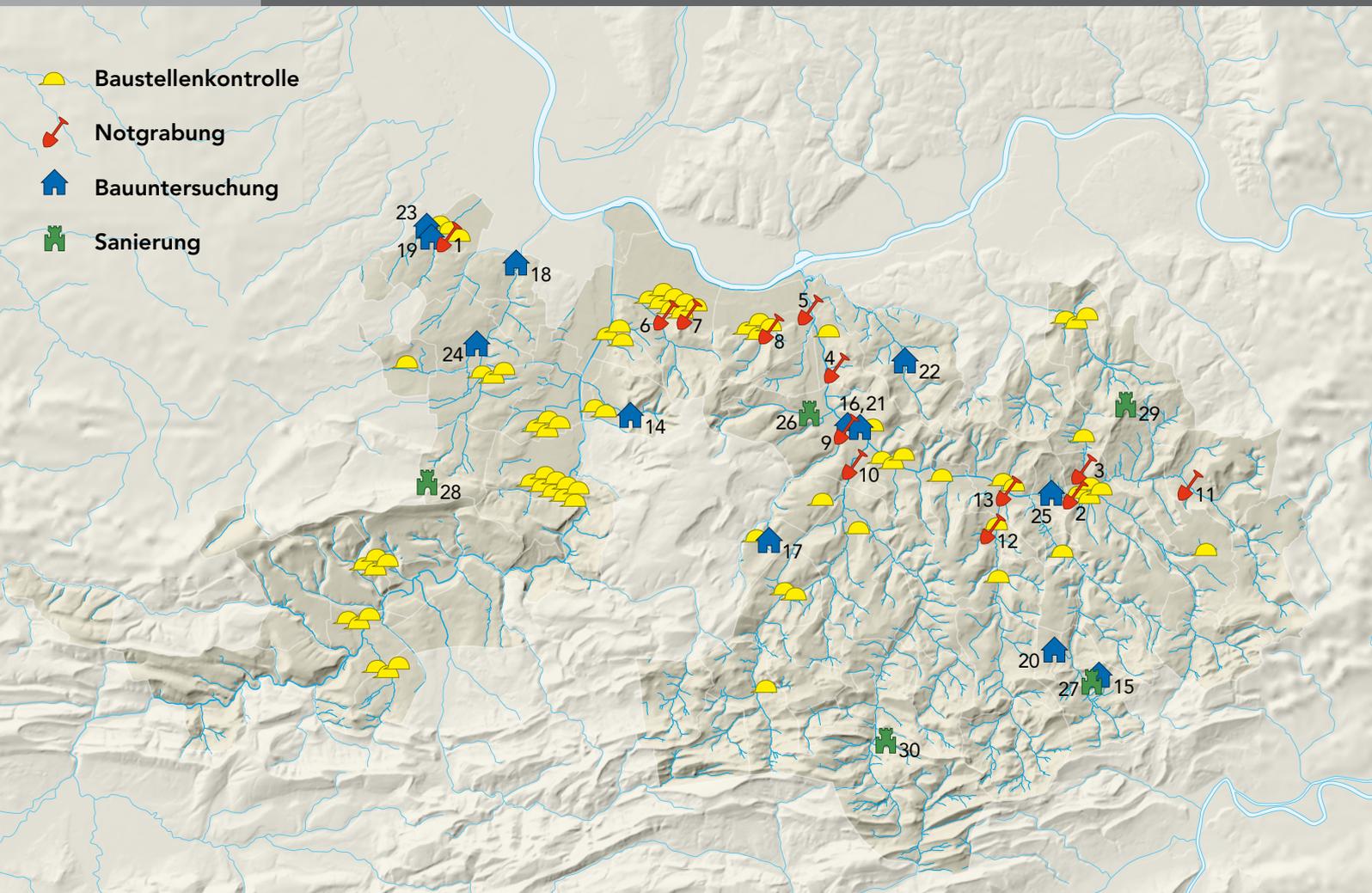
Die von Leuzinger gemeldeten Fundstellen decken ein zeitliches Spektrum vom Paläolithikum bis zum Mittelalter ab. Mit diesen Zeilen soll nun die unermüdliche ehrenamtliche Tätigkeit von Hans Jürg Leuzinger und der daraus resultierende Zuwachs an wichtigen Funden und Informationen entsprechend gewürdigt werden.

Bericht: Jürg Sedlmeier



SAMMLUNG : H.J. und U. Leuzinger.		BLATT : 1.				
		FUNDORT : ORTSBEZEICHNUNG : "Bischofstein", hinter der Ruine.				
		GEMEINDE : Sissach KANTON : BL.				
		KOORDINATEN :				
CODE	FORTLAUFENDE NUMMER	FUND- DATUM	FUND - OBJEKT		VERMUTLICHE EINSTUFUNG	FUND-UMSTÄNDE / BEMERKUNGEN
			BEZEICHNUNG / VERMUTL. VERWENDUNG	MATERIAL		
Bis-73	1	9.9.73.	Bronzenesserfragment	Bronze	Bronze Z.	Spitze eines Bronzenessers, auf dem Plateau der Sissacher Flue wurde ein ähnliches ganzes Messer gefunden. (Exkursionsführer Jahresversammlung SGJ in Bessl. 1974)
	2	"	kleines Knochenfragm.	Knochen	"?	
	3	"	kleines Knochenfragm.	Knochen	"?	
	4	"	Keramikfragment	Keramik	"	grob gemagert.
	5	"	Keramikfragment	Keramik	"	fein gemagert, fein verstrichen.
	6	"	Keramikfragment	Keramik	"	grob gemagert.
	7	"	Keramikfragment	Keramik	"	fein gemagert, fein verstrichen.
	8	"	Keramikrandfragment	Keramik	"	fein gemagert.
	9	"	Keramikrandfragment	Keramik	"	fein gemagert, schöner Rand.
	10	"	Keramikfragment	Keramik	"	ein grosser Magerungsstein, sonst fein gemagert.
	11	"	Eisenstück mit Fülle	Eisen	MI. Alt.	ev. Azebrustbolzen-Fülle. → Spitze abgebrochen.
	12	"	Keramikfragment	Keramik	Bronze Z	grob gemagert.
	13	"	Keramikfragment	Keramik	"	grob gemagert.
	14	"	Keramikrandfragment	Keramik	"	fein gemagert.
	15	"	Keramikfragment	Keramik	"	Strich-korb verziert.
	16	"	Keramikfragment	Keramik	"	grob gemagert.
	17	"	Keramikfragment	Keramik	"	grob gemagert.
	18	"	Keramikfragment	Keramik	"	fein gemagert, grünlicher Farbton.
	19	"	Keramikfragment	Keramik	"	gewölbtes Profil-.
	20	"	Keramikfragment	Keramik	"	fein gemagert.
	21	"	Keramikfragment	Keramik	"	fein gemagert.
	22	"	Keramikfragment	Keramik	"	fein gemagert.

Beispiel bronzezeitliche Fundstelle Bischofstein: Hans Jürg Leuzinger kennzeichnete jedes Objekt mit einer Nummer und führte akribisch Buch über seine Funde.

 Baustellenkontrolle Notgrabung Bauuntersuchung Sanierung

Grabungen und Bauuntersuchungen

Die zunehmenden wirtschaftlichen Probleme haben 2008 noch nicht bis ins Baugewerbe durchgeschlagen. Die Bautätigkeit ist im Kanton jedenfalls unverändert hoch. Was wirtschaftliche Trends für die Archäologie bedeuten, lässt sich ohnehin nicht so einfach vorhersehen. Wie stark die Archäologie gefordert ist, hängt mit der jeweiligen Zone der Bauvorhaben zusammen. So können in wirtschaftlich florierenden Zeiten Bauzonen neu erschlossen werden, die siedlungsgeschichtlich derart marginal liegen, dass sie aus archäologischem Blickwinkel völlig irrelevant sind. Umgekehrt führt das verdichtete Bauen in Ortskernen, das oft weniger stark von der wirtschaftlichen Entwicklung abhängt, fast unweigerlich zu umfangreichen Grabungen, wie in den letzten Jahren das Beispiel von Pratteln gezeigt hat. Auch Untersuchungen an historischen Gebäuden sind in solchen Phasen häufig.

Im Berichtsjahr 2008 kam es trotz zahlreicher Baustellenkontrollen nur zu einer einzigen grossflächigen Grabung. Sie wurde durch eine Überbauung in Gelterkinden-Mühlstett ausgelöst. Seit langem ist bekannt, dass dort römische Gebäude im Boden stecken. Neben dieser Grossgrabung gab es eine Fülle von kleineren Untersuchungen mit interessanten, zum Teil gar spektakulären Ergebnissen.

Die im Vergleich zu den vergangenen Jahren etwas ruhigere zweite Jahreshälfte wurde intensiv genutzt, um die Rückstände im Neufundlager anzugehen: Sehr viele Funde wurden gewaschen, Erdproben für die Analyse aufbereitet, Objekte EDV-erfasst. Auch bei diesen Arbeiten erweist sich das neu eingeführte Datenbanksystem ADAM als wertvolle Hilfe.

Reto Marti

<
**Notgrabungen,
Bauuntersuchungen,
Baustellenkontrollen
und Sanierungs-
massnahmen der
Archäologie Baselland
im Jahr 2008 (vgl.
die Liste auf den
folgenden Seiten).**

Grabungen

- 1 Allschwil, Binningerstrasse (späte Bronzezeit)
- 2 Gelterkinden, Höldeliweg (jüngere Eisenzeit)
- 3 Gelterkinden, Mühlstett (Eisenzeit, Römerzeit)
- 4 Füllinsdorf, Grundackerstrasse (Römerzeit)
- 5 Pratteln, Hülfenschanze (Römerzeit)
- 6 Muttenz, Kirchplatz 18 (Frühmittelalter)
- 7 Muttenz, Vorderer Wartenberg (Mittelalter)
- 8 Pratteln, Meierhof (Spätmittelalter)
- 9 Liestal, Seestrasse (Spätmittelalter, Neuzeit)
- 10 Liestal, Steinenbrüggli (Neuzeit)
- 11 Rothenfluh, im Weiher (Neuzeit)
- 12 Zunzgen, Bachtelenweg (Neuzeit)
- 13 Sissach, Hauptstrasse (Neuzeit)

Bauuntersuchungen

- 14 Arlesheim, Birseck
- 15 Läuelfingen, Homburg
- 16 Liestal, Amtshausgasse
- 17 Lupsingen, Liestalerstrasse 13a und 17a
- 18 Binningen, Schlüsselgasse 4 und 6
- 19 Allschwil, Kirche St. Peter und Paul
- 20 Känerkinden, Ueligasse 2
- 21 Liestal, Regierungsgebäude
- 22 Arisdorf, Gasthaus Rössli
- 23 Allschwil, Schönenbuchstrasse 17
- 24 Oberwil, Hauptstrasse 36
- 25 Böckten, Hauptstrasse

Sanierungen

- 26 Liestal, Munzach
- 27 Läuelfingen, Homburg
- 28 Ettingen, Fürstenstein
- 29 Ormalingen, Farnsburg
- 30 Waldenburg, Burg

Baustellenkontrollen

Aesch, Kirchhofweg	Itingen, Im Dellenboden	Pratteln, Kästeliweg 3
Aesch, Gartenstrasse 21	Laufen, Wahlenstrasse	Pratteln, Muttenerstrasse
Aesch, Kirschgartenstrasse	Laufen, Maierackerweg	Pratteln, Lohagstrasse
Aesch, Kilchhofweg	Laufen, Bauerngasse 4	Pratteln, Rheinstrasse
Aesch, Steinackerring	Lausen, Peterhansstrasse	Pratteln, Wannenboden
Aesch, Lerchenstrasse	Lausen, Unterdorfstrasse (2 Etappen)	Reigoldswil, Rifensteinweg
Aesch, Starenweg 6	Liestal, Hurlistrasse	Reinach, Stockackerstrasse 21
Aesch, Drosselweg	Lupsingen, Bürenstrasse	Reinach, Stockackerstrasse 25
Aesch, Lerchenstrasse	Maisprach, Wintersingerstr. (2 Etappen)	Reinach, Brunngrasse 59
Allschwil, Obertorweg	Maisprach, Bündtenweg	Reinach, Unterer Rebbergweg
Allschwil, Rauracherweg	Münchenstein, Marsstrasse	Rickenbach, Leimweg 6
Allschwil, Baslerstrasse 71	Münchenstein, Birseckstrasse 1–5	Seltisberg, Hauptstrasse 41
Arlesheim, Ermitagestrasse 18	Münchenstein, Emil Frey-Strasse 45	Sissach, Vogtackerweg 5
Arlesheim, Hollenweg 18	Muttenz, Dürrbergstrasse	Sissach, Bergweg (2 Etappen)
Biel-Benken, Strehlgasse 4/4b	Muttenz, Bahnhofstrasse 12	Tenniken, Pommernweg 7
Bubendorf, Schulstrasse	Muttenz, Schulstrasse	Wahlen, Mättlein
Diepflingen, In der Schübleten 1	Muttenz, Pfaffenmattweg	Wahlen, Breitenbachweg
Dittingen, Chrüzlirain (3 Etappen)	Muttenz, Gänsbühlgartenweg	Wahlen, Bifangweg
Dittingen, Hauptstrasse 30	Muttenz, Birsfelderstrasse 91	Wenslingen, Weiher Erzmatten
Füllinsdorf, Schulstrasse	Muttenz, Baselstrasse	Ziefen, Untere Eienstrasse
Gelterkinder, Strehlgasse 16	Muttenz, Wachtelweg 18	Ziefen, Leitungsgraben
Gelterkinder, Ischlagweg	Oberwil, Am Mühlbach	Zunzgen, Bruggackerweg
Gelterkinder, Höldeliweg	Oberwil, Bleimattweg 6	
Gelterkinder, Römerweg	Oberwil, Konsumstrasse 1–3	

Allschwil,
Binningerstrasse. Die
spätbronzezeitliche
Gargrube zeichnet
sich im Längsschnitt
deutlich vom gelben
Lösslehm ab. Zu
erkennen sind die
brandgeröteten
Ränder, die auf
der Grubensohle
konzentrierte
Holzkohle sowie
einige zerbrochene
Hitzesteine.



Allschwil, Binningerstrasse: Barbecue in der späten Bronzezeit

Während der Kontrolle eines Baugrubenaushubes kamen in etwa 1.5 m Tiefe wiederholt einzelne, stark verrundete Keramikstücke ans Licht. Aufgrund ihrer Machart müssen sie aus prähistorischer Zeit stammen. Erst ganz am nordwestlichen Rand der Baugrube ergab sich dann ein konkreter Befund, der zeigt, dass der diffuse Fundniederschlag auf eine nahe Siedlungsstelle zurückzuführen ist. Es kam eine so genannte Gargrube zum Vorschein.

Als Gargruben oder *fours polynésiens* werden in der Regel gut zwei Meter lange ovale Gruben bezeichnet, die ursprünglich mehrere Dezimeter im Boden eingetieft waren und deutliche Spuren von Feuer-

einwirkung zeigen. Meist – so auch in diesem Fall – sind die Seitenwände brandgerötet, und in der mit viel Holzkohle durchsetzten Verfüllung liegen Hitzesteine aus Quarzitgeröllen. Letztere hatten die Funktion, die Wärme des Feuers zu speichern und langsam an das Gargut abzugeben. Sie sind auch

Glück gehabt! Die Aufsicht auf die Gargrube zeigt, dass die Fundamentgrube einer modernen Brandmauer den Befund nur ganz am Rande beeinträchtigte.



Das digital entzerrte
südwestliche
Baugrubenprofil
mit Resten eines
prähistorischen
Bachbettes.

der Grund, weshalb wir diese Strukturen, im Gegensatz zu anderen Forschern, als rein kulinarische Einrichtungen interpretieren. Es wird diskutiert, ob sie nicht auch kultischen Handlungen gedient haben könnten. Die Keramik aus der Verfüllung der Grube ist stark fragmentiert und weist am ehesten

in die späte Bronzezeit. Es besteht die Hoffnung, dass C14-Daten dereinst eine präzisere Einordnung erlauben werden.

Rund 10 m weiter südlich waren auf demselben Niveau die kiesigen Schichten eines kleinen, west-

277,5 m.ü.NN

277,0 m.ü.NN

276,5 m.ü.NN

276,0 m.ü.NN



östlich verlaufenden Bachlaufes erkennbar, das in die diffus auf der ganzen Fläche sich abzeichnende Kulturschicht eintieft. Die wenigen bestimmbar Keramikscherben aus dem Bachbett weisen auch hier in die ausgehende Bronzezeit.

Bericht: Reto Marti
Örtliche Leitung: Johannes Häusermann
Oktober 2008

links: Der «Zivi» Fabien Jaccoud im Einsatz.

rechts: Die mächtigen Deckschichten werden mit der «grossen Kelle» entfernt ...





Gelterkinder,
Höldeliweg.
Sarah Hänggi beim
Dokumentieren
der westlichen
Baugrubenwand.

Gelterkinden, Hödeliweg: Keltensiedlung am Bach

Vom Fusse des Bettenberges sind schon seit längerem prähistorische Funde bekannt. Bisher konnte die Fundstelle jedoch weder genauer charakterisiert noch datiert werden. Der Bau eines Einfamilienhauses löste nun erneut eine archäologische Intervention aus, und diesmal waren die Spuren etwas konkreter.

In der kleinen Flächengrabung wurde der Rest eines West-Ost verlaufenden Bachbettes erfasst, dessen Ufer mit lokalen Geröllen und Kalksteinen befestigt war. In der Uferbefestigung steckte ziemlich viel Siedlungsabfall. Dieser Abfall – Keramik (u.a. Amphoren), Knochen, Eisenschlacken und brandgerötete Steine – war recht gut erhalten und kaum verrundet. Dies zeigt, dass die zugehörige Siedlung ganz in der Nähe, wohl wenig oberhalb der Fundstelle gelegen haben muss.

Es ist anzunehmen, dass die geplante Überbauung des Areals weitere Aufschlüsse über diese Siedlung

geben wird, die nach Ausweis der Funde in die späte Keltenzeit (Latènezeit) gehört.

Bericht: Reto Marti

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg

Januar/Februar 2008

Blick vom Hang gegen das alte Bachbett. Die ehemalige Uferbefestigung zeichnet sich als Streifen von Steinen und Siedlungsabfall ab.





Gelterkinden,
Mühlstett. In der
Profilwand zeichnen
sich die vertikalen
Lehm- und Kalkinter-
Schichten eines
mächtigen römischen
Gewerbekanal ab.

Gelterkinden, Mühlstett: die Kraft des Wassers – einst und jetzt

Seit längerem war in der Flur Mühlstett in Gelterkinden eine grössere Überbauung mit Mehrfamilienhäusern geplant. Bereits 2004 kam es in diesem Zusammenhang zu geologischen und archäologischen Sondierungen. Letztere machten klar, dass im Falle eines Baues auf jeden Fall mit einer Flächengrabung zu rechnen war. Aufgrund von Einsparungen kam das Bauprojekt aber erst 2008 zur Umsetzung. Rund 2200 Quadratmeter mussten innerhalb von drei Monaten archäologisch untersucht werden.

Dass am nach Westen geneigten, rutschgefährdeten Hang des Allersecks eine römische Siedlung liegt, ist schon seit 1948 bekannt. Damals kam Fritz Pümpin auf einer «Malerfahrt» am Rande des damaligen Dorfes zufällig an einer Baugrube vorbei und entdeckte römische Ziegelbruchstücke und weiteren Bauschutt. In der Folge überwachte er systematisch weitere Aushubarbeiten und entdeckte ein Jahr später die ersten Mauern. Mit der Zeit gelang so der Nachweis eines mehrteiligen Gebäude-

komplexes, mit zwei Herdstellen und Hinweisen auf eine ältere Siedlungsphase, in der die Gebäude vermutlich noch aus Holz waren.

Aus diesen Altgrabungen ist so genannte «Arretina» überliefert: eine frühe Form der römischen «Terra

Der Untergrund aus Opalinuston verursacht Hangrutschungen und führte während der Grabung wiederholt zu hohen Wasserständen.



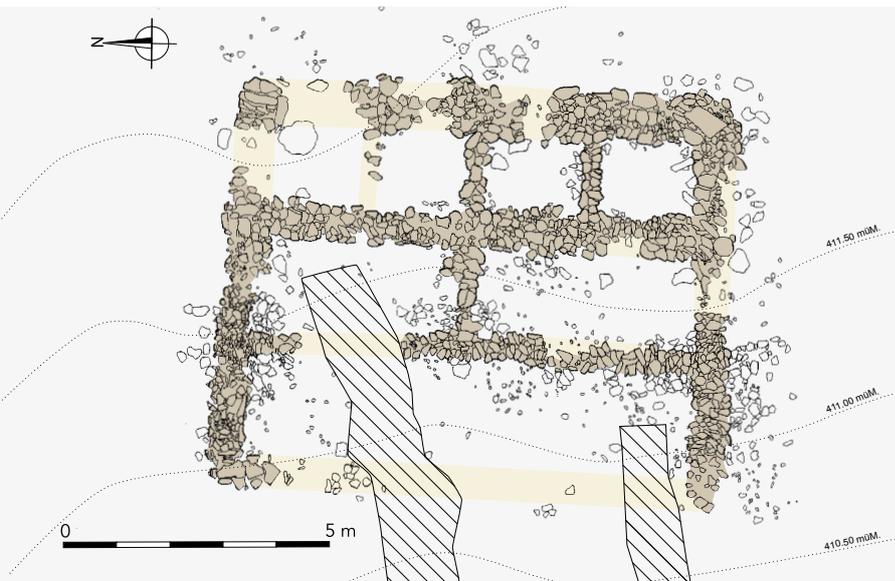
Das 2008 entdeckte,
frei stehende Gebäude
im Hang mit strengem
4-2-1-Raumsystem.

Sigillata», jenes glänzend rotbraun überzogenen Essgeschirrs, das an keiner gehobenen Tafel fehlen durfte. Diese Arretina, benannt nach dem wichtigen Herstellungsort Arezzo in der Toscana, gilt im Raum nördlich der Alpen als eigentliches «Leitfossil» für Fundstellen, die schon in den Jahrzehnten um Christi Geburt unter römischen Einfluss kamen.

Die aktuell untersuchte Fläche liegt am selben Hang, rund 60 m südlich des in den 1940er Jahren entdeckten römischen Gebäudes. Die Fundamentreste zweier Steinbauten zeigen, dass auch der neu untersuchte Bereich in der Römerzeit bebaut war. Besonders interessant ist ein isoliert mitten im Hang stehendes, rechteckiges Gebäude von 10 x 8 m. Es weist nämlich ein strenges 4-2-1-Raumsystem auf: Zuunterst liegt ein einzelner, langschmaler Raum. Das mittlere Drittel des Gebäudes ist exakt zweigeteilt. Das höchstgelegene Gebäudedrittel hingegen ist in vier gleichgroße Räume untergliedert.

Wir vermuten, dass dieses ungewöhnliche, strenge Raumsystem mit einer gewerblichen Nutzung in Zusammenhang steht. Da nur die untersten Fundamentlagen erhalten blieben, ist auf archäologischem Wege jedoch keine Klärung dieser Frage möglich. Und die Suche nach besser interpretierbaren Vergleichsbefunden verlief bisher ergebnislos.

Von einem zweiten Bauwerk an der oberen, östlichen Hangkante wurde nur ein schmaler Gebäudetrakt ansatzweise erfasst. Da das nicht untersuchte





links:

Der Geoarchäologe Philippe Rentzel analysierte die komplexen Bodenablagerungen rund um den römischen Gewerbekanal.

rechts:

Die neuen Grabungen liegen rund 60 m südlich des 1948 entdeckten römischen Gebäudes. a) Verlauf des alten Kirchwegs nach Rickenbach.

Die Fibel vom Typ «Langton-Down» belegt erneut den frühen Beginn der römischen Besiedlung in Gelterkinden.

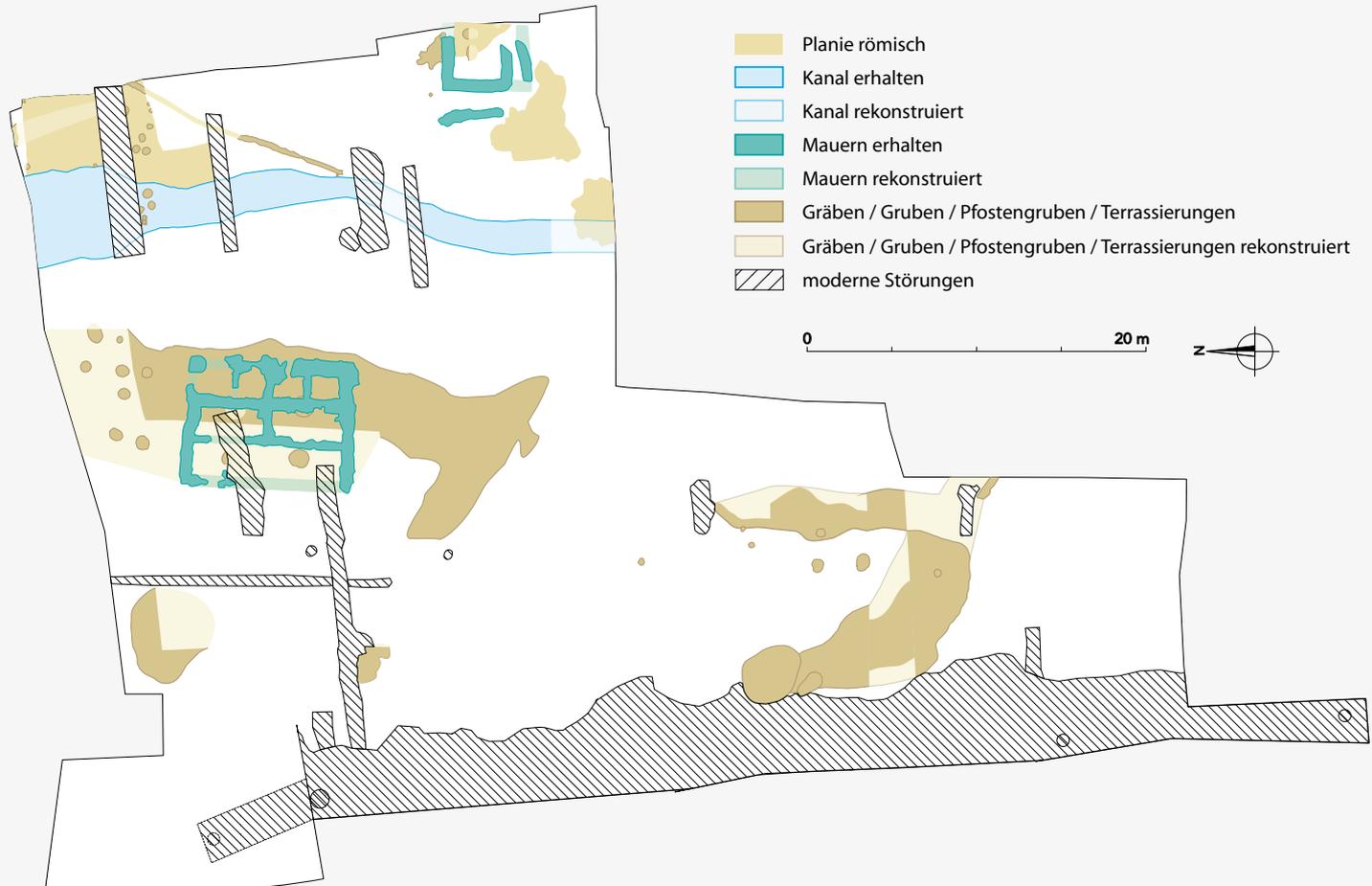
Gelände oberhalb der Fundstelle merklich flacher ist, erscheint denkbar, dass das erfasste Gebäudefragment zu einer grösseren Anlage, vielleicht sogar zum Herrenhaus des römischen Gutshofes gehörte. In den Hang vorspringende, seitliche Annexräume, so genannte Eckkrisalite, sind geradezu charakteristisch für solche Anlagen.

Dieses zweite, in mindestens zwei Bauphasen entstandene Gebäude überlagert eine ältere römerzeitliche Grube sowie weitere Pfostengruben. Wie im Falle des 1948 entdeckten Gebäudes weiter nördlich gibt es also auch hier Hinweise auf Vorgängerbauten in Holzbauweise. Pfostengruben kamen auch unter und neben dem frei stehenden Gebäude im Hang zum Vorschein. Aus dem Bereich stammt unter anderem eine Hülsenspiralfibel vom Typ «Langton-Down». Dieser frühe Fibeltyp beweist, dass an der neu untersuchten Stelle die römischen Befunde ebenfalls bereits in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. einsetzen.

Spektakulär sind die Reste eines mächtigen Kanals, der weiter oben im Tal womöglich Wasser des Rickenbacher Baches fasste und den Hang entlang führte. Im Grabungsareal verläuft der Kanal zwischen den beiden römerzeitlichen Gebäuden. Dicke Kalktuff-



>
Übersichtsplan der
Grabungen 2008.



Der Staunässe verdankte man die Erhaltung römischer Holzpfosten (links), oft aber auch nasse Füße (rechts Daniel Perez).

Ablagerungen zeugen von einer starken und lange andauernden Wasserführung. Dazwischen gibt es aber auch fast seekreideartige Sedimente, die auf einen eher langsamen Wasserdurchfluss hinweisen. Ein auffälliger Versatz in der Kanalführung unmittelbar oberhalb des frei stehenden Rechteckbaus könnte

darauf hinweisen, dass zu letzterem ein Verbindung bestand. Wurde in dem Gebäude die Wasserkraft genutzt, etwa für eine Mühle?

Da keine antiken Gehniveaus erhalten blieben, muss die Frage des Zusammenhangs zwischen Gebäude



und Kanal offen bleiben. Ohne Zweifel führte der Kanal aber weiter in Richtung Talausgang, wo im Einfeld vor rund 40 Jahren ebenfalls Reste einer römertzeitlichen Siedlung dokumentiert werden konnten. Gut denkbar, dass der Kanal mit den dort festgestellten gewerblichen Tätigkeiten in Verbindung stand.

Unklar ist vorläufig, ob einige ebenfalls römertzeitliche Pfostenstellungen unmittelbar oberhalb des Kanals – zum Teil mit Nassbodenerhaltung – konstruktiv mit dem Kanal in Zusammenhang stehen. Die Dimensionen und die genaue Konstruktion des rund 2 m breiten Kanals konnten nicht vollständig

Roland Meyer, Lehrer im Weiterbildungsurlaub (links) und Mustafa Ali Uslu beim konzentrierten Freilegen der Befunde.



Die beiden bronzenen Fibeln zeigen, dass die Kelten das Areal schon in der frühen Latènezeit (ca. 400–350 v. Chr.) nutzten.

dokumentiert werden, weil die Rutschgefährdung des Hanges eine komplette Freilegung bis auf die Unterkante der Befunde verbot. So wird man später, geeignete Aufschlüsse abwarten müssen, um Näheres zur Bauweise und Funktion des römerzeitlichen Kanals in Erfahrung zu bringen.

Zu unserer Überraschung fanden sich in verschiedenen Bereichen des Areals – teilweise unter den römerzeitlichen Befunden – die Reste einer Siedlung der Keltenzeit. Mächtige Pfostengruben zeugen von Gebäuden, grössere Gruben und Reste von Terrassierungen von einer intensiven Nutzung des gut ge-



legenen Sonnenhangs. Leider hat die starke Erosion des Geländes jedoch dazu geführt, dass diese älteren Siedlungsreste nur in Geländemulden erhalten blieben. Unter den zugehörigen Funden figurieren das Fragment eines Gagatarmrings (vgl. Kapitel «Konservierungslabor») sowie zwei bronzene Fibeln der frühen Latènezeit (Lt B1). Zur Zeit – vor der Fundauswertung – sieht es eher nicht so aus, als ob der Platz von der frühen Latènezeit kontinuierlich bis in die Römerzeit besiedelt geblieben wäre.

Wasser war das bestimmende Element der Grabung: Die Römer nutzten es für ihr Gewerbe, später führten Hangrutschungen und Erosion zur schlechten Erhaltung vieler Befunde, und zu guter Letzt verhinderte es den Bau eines der drei geplanten Häuser. Auch die Archäologie musste verzichten: Einige Fragen blieben ungeklärt, weil Sondiergräben den rutschgefährdeten Hang destabilisiert hätten. Von einer Mühle ist übrigens – trotz des Flurnamens «Mühlstett» – in historischer Zeit nichts bekannt.

Bericht: Reto Marti

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg

C14-Analysen: Andreas Scharf, Universität Erlangen

Bodenkundliche Analysen: Philippe Rentzel, IPNA
Universität Basel

April bis Juli 2008

Das Fragment einer Schale wohl aus der frühen Römerzeit zeigt ein schönes, mit dem Kamm gezeichnetes Bogenmuster.



links:
Die römische
Wasserleitung führt
über rund 7 km
hinweg Wasser wohl
aus der gestauten
Ergolz ins Zentrum
von Augusta Raurica
(Kartengrundlage
swisstopo, BA071757).

rechts:
Das 2007
ausgegrabene
Leitungsstück an der
Grundackerstrasse in
Füllinsdorf.



Römische Wasserleitung nach Augst: die Frage der Erbauungszeit

Die Frage, wann und von wem die grosse römische Wasserleitung errichtet wurde, welche die Römerstadt Augusta Raurica mit Trinkwasser aus der Ergolz versorgte, ist auch nach über 100 Jahren Forschung noch nicht geklärt. Das Problem besteht darin, dass im Bereich der Leitung selbst noch nie Funde zum Vorschein gekommen sind, die eine genauere Einordnung des Bauwerks erlaubt hätten. Der erste Kleinfund aus dem Innern der Leitung, ein leicht beschädigtes Krüglein aus dem späteren 1. oder 2. Jahrhundert, kam erst vor kurzem ans Licht (Jahresbericht 2007). Er sagt allerdings nichts zur Entstehung der Wasserleitung aus.

So hat man sich bisher beholfen, in Augst selbst nach datierbaren Befunden wie Badeanlagen oder Laufbrunnen zu suchen, die auf eine umfassende Wasserversorgung schliessen lassen. Solche Befunde gibt es, und sie zeigen, dass man spätestens ab 30–50 n. Chr. damit zu rechnen hat. Seit dem Berichtsjahr gibt es nun ein Radiocarbon-Datum, gewonnen aus einem Holzkohlestückchen, das während der Grabungen an der Grundackerstrasse in Füllinsdorf im Mauermörtel der Leitung entdeckt wurde (vgl. Jah-

resbericht 2007). Es bestätigt diese frühe Datierung. Das Messalter von 1965 ± 42 Jahren ergibt allerdings methodebedingt einen etwas weiteren Datierungsspielraum von 1 vor bis 77 nach Christi Geburt, bei einer Wahrscheinlichkeit von 68 %.

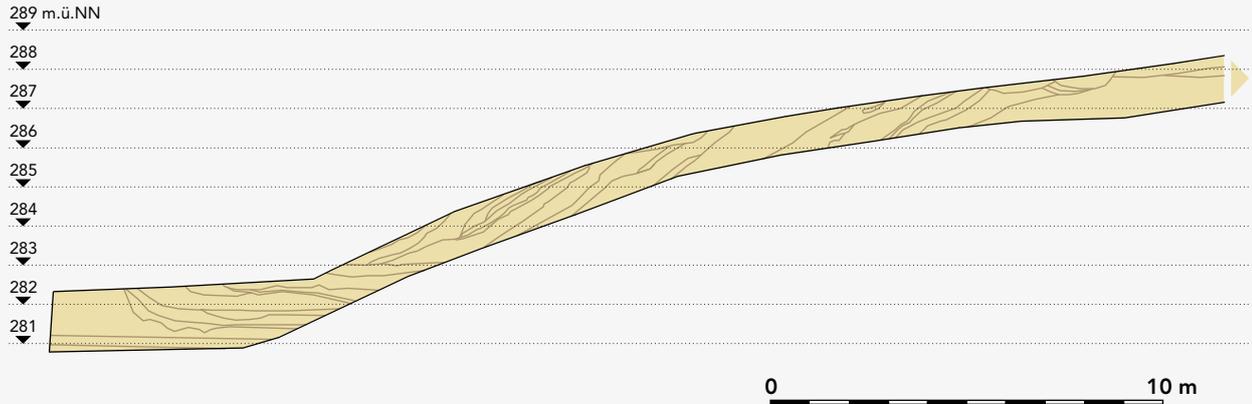
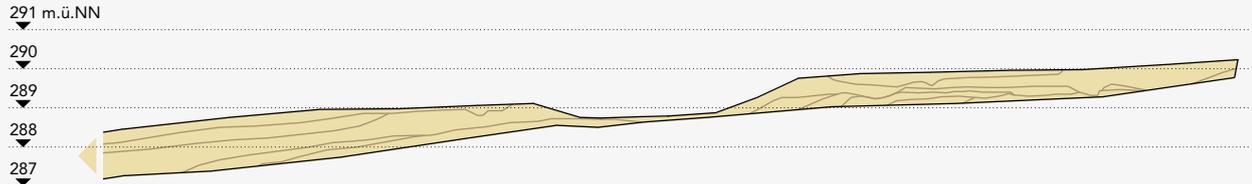
In der römischen Frühzeit, in der die Steinbauweise hierzulande noch kaum verbreitet war, wirkt die Wasserleitung, ein Meisterwerk römischer Ingenieurskunst, als Fremdkörper. Der Gedanke liegt nahe, dass spezialisierte Bautrupps aus dem Mittelmeerraum im Einsatz standen, wo man solche Leitungen seit vielen Generationen zu bauen verstand. Am ehesten kommen dafür die spanischen und donauländischen Truppenkontingente in Frage, die in dieser Zeit in Augst bezeugt sind und zum Heeresverband des Legionslagers von Vindonissa gehörten.

Bericht: Reto Marti

Örtliche Leitung: Johannes Häusermann

C14-Datum: Andreas Scharf, Universität Erlangen

Oktober 2008



**Pratteln,
Hülftenschanze.**
Das 60 Meter
lange Grabenprofil
dokumentiert 53
dickere und dünnere
Schichten. Von den
untersten Niveaus bis
in die jüngsten abge-
lagerten Schichten
fanden sich vereinzelt
stark fragmentierte
Ziegelbruchstücke und
Keramikscherven aus
der Römerzeit.

0 10 m

Pratteln, Hülftenschanze: Verlagerte Funde aus der Römerstadt?

Im Rahmen der Vorbereitungsarbeiten für den Bau der Umfahrungsstrasse H2 wurde im Vorfeld der Hülftenschanze viel Erdreich bewegt. Die Archäologie Baselland hat die abhumusierten Felder wiederholt kontrolliert, ohne jedoch auf relevante Funde zu stossen. Nach einem neuerlichen Aushub entdeckte der Archäologe Jakob Obrecht jedoch einige römische Ziegelfragmente. Seine Meldung rief die Archäologie Baselland nochmals auf den Plan.

Die römischen Funde – neben Ziegelbruchstücken kamen auch einige Keramikfragmente ans Licht – stammten zum überwiegenden Teil aus einem komplexen Schichtgefüge am Abhang zum Hülftenbächlein, das beim Aushub eines Leitungsgrabens angegraben wurde. Der Befund spricht weniger für eine nahe Siedlungsstelle als für eine Deponierung von verlagertem Material. In der Tat gibt es in alten Dokumentationen zu Augster Grabungen der 1950er und 1960er Jahre Hinweise, dass man damals Aushubmaterial ausserhalb der Römerstadt im Umkreis der Hülftenschanze deponierte. Vermutlich hat damals ein Bauer mit dem angeführten Material sein Kulturland an der Böschung zum Hülftenbächlein

erweitert. Dass das Material aus alten Grabungen stammt, wäre auch eine Erklärung für die Kleinteiligkeit der darin eingebetteten Funde.

Bericht: Reto Marti

Örtliche Leitung: Johannes Häusermann

Oktober 2008

Anita Springer
beim Untersuchen
des komplexen
Schichtprofils.





Muttenz, Kirchplatz 18.
Die Notgrabungen im
Hinterhof profitierten
zumindest zeitweilig
von prächtigem
Herbstwetter.

MuttENZ, Kirchplatz 18: ein Grubenhaus aus der Karolingerzeit

Schon seit langem geht man davon aus, dass das Dorf MuttENZ aus einem römischen Gutshof hervorgegangen ist. Dafür spricht nicht zuletzt der Ortsname selbst, der allgemein als vordeutsch, vermutlich römischen Ursprungs angesehen wird. Mit Ausnahme der Pfarrkirche St. Arbogast, die 1972/73 archäologisch untersucht wurde und als älteste Baureste die Fundamente einer Kirche der Zeit um 700 n. Chr. lieferte, fehlte bisher jedoch jede Spur einer frühmittelalterlichen Besiedlung und damit eine Verbindung zwischen der nachgewiesenen römerzeitlichen Siedlung und dem mittelalterlichen Dorf.

Seit dem Berichtsjahr liegt nun ein erster konkreter Hinweis vor, dass sich der frühmittelalterliche Ort tatsächlich im Umkreis der Kirche entwickelte, wo bereits eine römerzeitliche Siedlungsstelle lag. Im Hinterhof des Bauernhauses Kirchplatz 18 wurde erstmals in MuttENZ ein frühmittelalterlicher Siedlungsbefund festgestellt. Es handelt sich dabei um

die Reste eines Grubenhauses mit vier Eckpfosten. Grubenhäuser waren im Frühmittelalter eine geläufige Gebäudeform, die dank dem Umstand, dass sie zu einem Teil im Boden eingegraben waren, archäologisch oft nachweisbar sind. Grubenhäuser waren selbständige hölzerne Kleinbauten, eigentliche

Das Bauernhaus am Kirchplatz 18, in dessen Hinterhof die frühmittelalterlichen Siedlungsspuren ans Licht kamen.



links:
 In der östlichen Hälfte
 des Hinterhofes waren
 keine mittelalterlichen
 Befunde mehr
 erhalten. Im Vorder-
 grund zeichnet sich
 im Boden die dunkle
 Verfüllung des
 Grubenhauses ab.
 Im Hintergrund die
 heutige Liegenschaft,
 dahinter die Kirchturm-
 spitze St. Arbogasts.



rechts:
 Die Lage der neu
 untersuchten
 Fläche im Bezug zur
 Kirche, letztere mit
 hervorgehobenem
 frühmittelalterlichem
 Kirchenbau (grün) und
 Gräbern (orange).



Halbkeller, in denen möglicherweise Vorräte gelagert wurden, die man aber nachweislich vor allem als Webkeller nutzte.

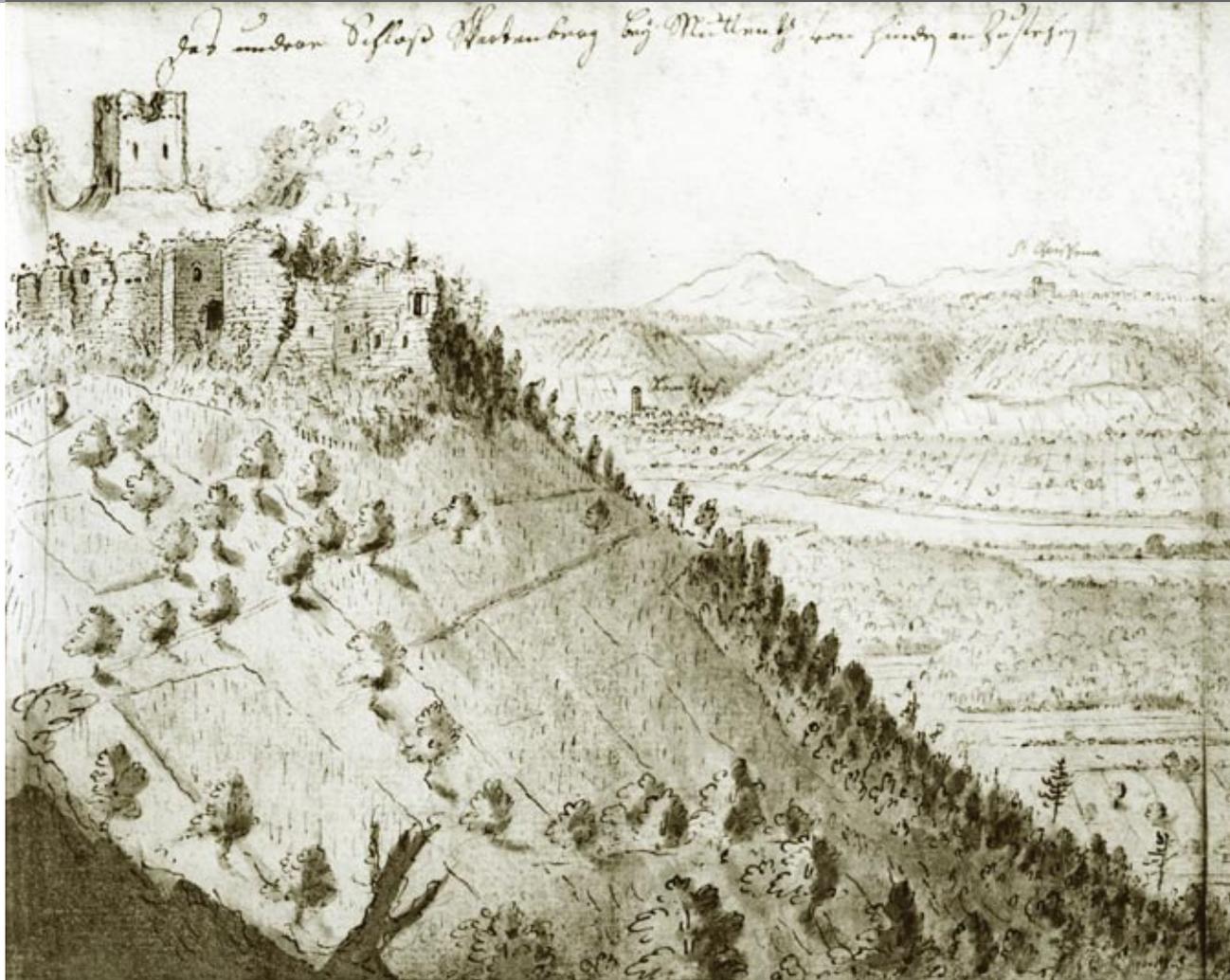
Das Muttenger Grubenhaus von 2.1×2.4 Meter war nur noch 10 Zentimeter tief erhalten. Sein Bautypus mit den vier Eckpfosten sowie die in seiner Verfüllung geborgenen Funde – unter anderem rollstempelverzierte Keramik, die auf der Töpferscheibe gefertigt wurde (so genannte sandige Drehscheibenware) und der dünne Bügel einer Gürtelschnalle aus Buntmetall – datieren den Befund ins 8. Jahrhundert. Einige Pfostengruben im Umfeld zeugen von ebenerdigen Bauten in der nahen Umgebung.

Sie könnten in dieselbe Zeit gehören, waren aber fundleer. Andere Gruben sind durch Funde in die jüngere Neuzeit datiert.

Bericht: Reto Marti
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Oktober 2008

Die Nordhälfte des Grubenhauses ist freigelegt: Gut erkennbar sind die Löcher, die die hölzernen Eckpfosten hinterlassen haben.





Der vordere Wartberg war bereits zur Zeit Emanuel Büchels (1748) eine stark zerfallene Ruine. Die aktuellen Untersuchungen betreffen den Mauerbereich rechts (Kupferstichkabinett Basel).

MuttENZ, vorderer Wartenberg: ein letztes Stück Originalmauer

Zum Jahresende hin überraschte uns die Gesellschaft Pro Wartenberg mit Arbeiten am Vorderen Wartenberg in MuttENZ. An der Ostmauer der Burg, der letzten grossflächig erhaltenen Mauerpartie im Originalzustand des 12./13. Jahrhunderts, war mit einer Sanierung begonnen worden. Es konnte erreicht werden, dass die Arbeiten eingestellt und ihre Fortsetzung auf das Frühjahr 2009 verschoben wurden. Bis dahin wird die Bauherrschaft zusammen mit der Archäologie Baselland und mit der Beratung des Bundesexperten Dr. Lukas Högl eine Planung für die Arbeiten erstellen, so dass diese Mauerpartie fachgerecht gesichert werden kann.

Die mit den Flickarbeiten beauftragte Baufirma hatte bereits vor unserem Eintreffen in der Flucht der Ostmauer, in einem Bereich, der bereits früher abgestürzt war, eine Stützmauer errichtet. Nachträglich konnte die Archäologie Baselland die Profilwände der etwa 3 x 2,5 Meter grossen Baugrube dokumentieren.

Dieser Bodeneingriff ergab zum ersten Mal in der Geschichte der Erforschung des Vorderen Wartenbergs einen Einblick in Kulturschichten, die an die dort noch erhaltenen Reste der östlichen Ringmauer anstossen. Ältere Bodeneingriffe sind bisher nie wissenschaftlich dokumentiert worden.

Viel archäologische Substanz wurde 1939/41 bei Festungsarbeiten der Schweizer Armee zerstört.



**Die Lage der geplanten
Mauersanierung und
der dokumentierten
Profilwände.**

Beim Freilegen der drei Profile wurde Gefässkeramik vom 11. bis 14. Jahrhundert geborgen, und es zeigte sich, dass in der Burganlage trotz mannigfaltiger neuzeitlicher Eingriffe offenbar doch noch ungestörte Kulturschichtreste vorhanden sind.

In den Profilen liessen sich im Wesentlichen vier Schichten unterscheiden. Die unteren beiden stellen mit grosser Wahrscheinlichkeit die Verfüllschichten der ehemaligen Baugrube der Ringmauer dar. Die Baugrube wurde nach der Erstellung der Mauer wieder verfüllt und das Gelände im Burginneren eingeebnet. Bei der oberen der beiden Verfüllschichten handelt es sich um einen gelben, mergeligen Lehm, dessen Oberkante im Profil horizontal verläuft. Dadurch wirkt die Schicht wie ausplaniert. Eine dünne, stark holzkohlehaltige Schicht liegt auf dieser Oberfläche auf: ein Hinweis darauf, dass die



Oberfläche eine zeitlang offen stand und sich so Holzkohle als Folge der Siedlungsaktivität ablagern konnte. Für eine Brandschicht, die auf die Zerstörung der Burg hinweisen könnte, ist sie allerdings zu dünn. Den oberen Abschluss der Schichtenfolge bildet eine dicke und weitgehend homogene Humusschicht, die sich im Laufe der Jahrhunderte nach der Aufgabe der Burg gebildet hat.

Obwohl der beobachtete Ausschnitt nur klein war, ergab er doch einen sehr interessanten Einblick in die Geschichte des Vorderen Wartbergs. Es zeigte sich ein kleiner Querschnitt der Burggeschichte

vom Bau der Ringmauer bis zu der Zeit, als die Burg längst aufgegeben war.

Projektleitung: Michael Schmaedecke
Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
November 2008

Das nördliche Profil mit einer deutlichen gelben Planieschicht. Rechts die Überreste der Ringmauer.



Pratteln, Meierhof.
Die anlässlich der
Grabungen 2007
entdeckten Flecken
im Boden der
spätmittelalterlichen
Kellerecke liessen
schon damals an
Rotwein denken.
Doch würde sich
dieser Verdacht nach
über 500 Jahren noch
erhärten lassen?



Pratteln, Meierhof: Neues zu sehr alten Flecken

2007 bot eine grosse Überbauung die Gelegenheit, ein umfangreiches Areal nördlich und östlich des aktuellen Pratteler Meierhofes archäologisch zu untersuchen. Im letzten Jahresbericht findet sich eine erste Zusammenfassung der Resultate dieser äusserst ergebnisreichen Grabung.

In der Grabung von 2007 wurden unter anderem die Fundamente eines im Kern wohl spätmittelalterlichen Gebäudes freigelegt, das wir als Vorgänger des heutigen Meierhofes interpretieren, der zum Kloster St. Alban in Basel gehörte. Der Kernbau des Gebäudes besass einen in den Hang eingetieften Halbkeller von 5×5.4 Metern mit Mörtelboden, an den in späterer Zeit ein zweiter, wenig grösserer Kellerraum angebaut wurde. Auch der zweite Raum wies einen Mörtelboden auf, in dem sich aber die Negative von im Boden eingelassenen Balken abzeichneten. Diese Balken interpretierten wir als Auflager am ehesten für Fässer, den zweiten Keller mithin als Weinkeller.

Beim Abbau des älteren, brandzerstörten Kellerteils zeichneten sich in der Südostecke unter dem Mör-

telboden im Untergrund zwei rotbraune Flecken ab. Da sie über 30 cm tief in den Boden reichten und eine etwas andere Färbung aufwiesen als für eine Brandrötung üblich, kam die Frage auf, ob es sich – in Hinblick auf den Befund im Nachbarkeller – nicht um Rotweinflecken handelt könnte.

Der spätmittelalterliche Halbkeller während des Abbaus des Mörtelbodens, mit den roten Flecken in der rechten oberen Ecke.

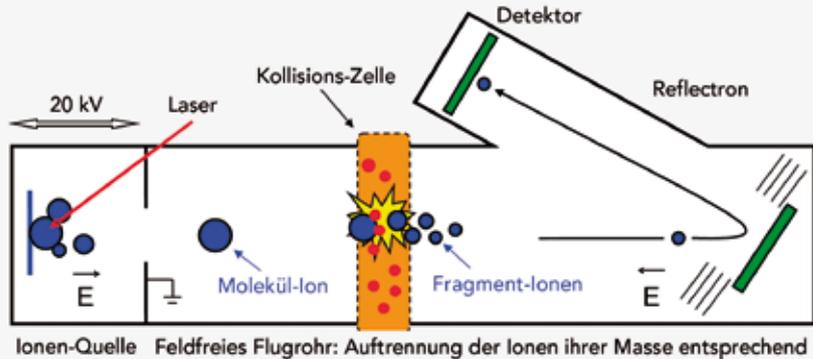


Im Massenspektrometer wird die Materialprobe in Fragment-Ionen aufgetrennt. Diese lassen Rückschlüsse auf das Ausgangsmaterial zu.

Auf der Suche nach einem Labor, das diese Frage klären könnte, gelangte die Archäologie Baselland über die Vermittlung von Erwin Hildbrand vom Sammlungszentrum des Schweizerischen Landesmuseums an David Drissner, Mitarbeiter in der Forschungsanstalt Agroscope-Changins Wädenswil

Acw, Abteilung Lebensmittelmikrobiologie und Spezialanalytik.

Dank seiner grossen Erfahrung im Aufbereiten derart alter und fragiler Materialproben und dank des Einsatzes modernster Analysemethoden gelang es



David Drissner, mittels Massenspektrometrie-Analyse (MALDI-TOF/TOF) nachzuweisen, dass diese Flecken Syringasäure enthalten. Syringasäure entsteht durch eine alkalische Reaktion aus Malvidin-3-glucosid, welches die wesentliche farbgebende Substanz blauer Trauben darstellt.

Damit ist der Beweis erbracht, dass die beiden Keller tatsächlich mit dem Weinbau zu tun haben. Die Flecken zeigen wohl den Standort der Trotte an. Nur über ein jahre- oder gar jahrzehntelanges Einsickern von Traubensaft konnte sich der organische Farbstoff im Boden derart anreichern, dass er in Resten bis heute erhalten und analytisch nachweisbar blieb.

Ohne Zweifel wurde schon in der Römerzeit der Weinbau in unserer Region betrieben. Aus der Aescher Klus ist eine Weinrebe bekannt, die nach der Radiokarbon-Datierung ins frühe Mittelalter, am ehesten ins 5. oder frühere 6. Jahrhundert gehört. Der ältere Meierhof von Pratteln dürfte indes einen der frühesten konkret fassbaren baulichen Befunde

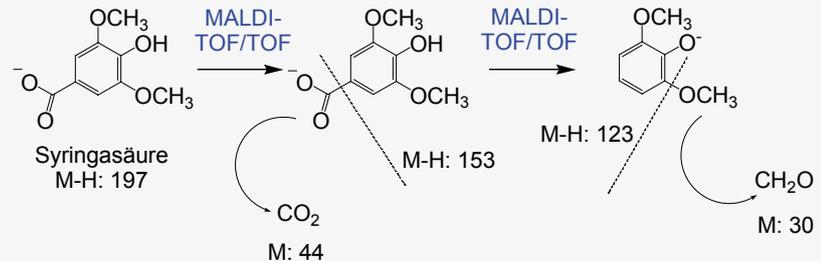
im Zusammenhang mit dem Weinbau in unserer Region darstellen.

Bericht: Reto Marti

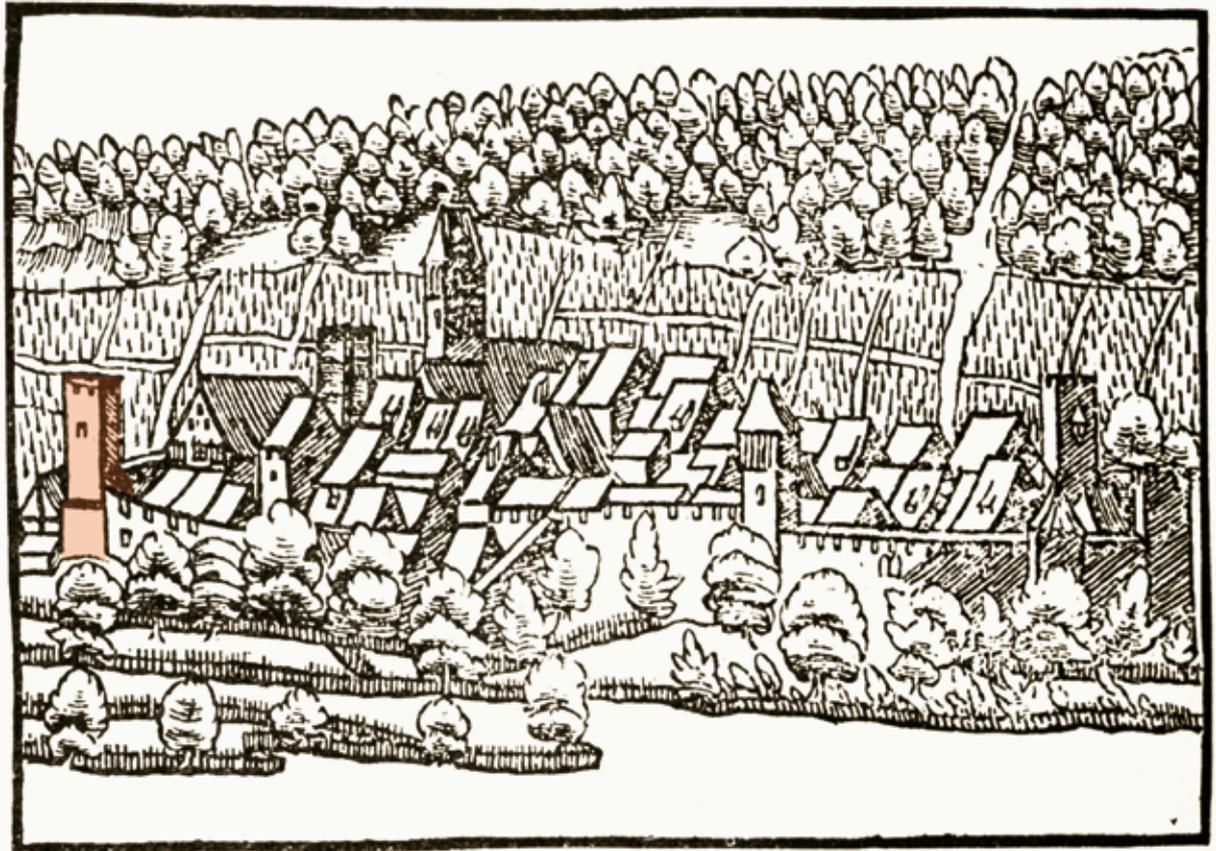
Analysen: David Drissner, Forschungsanstalt Agroscope-Changins Wädenswil ACw

Nachtrag zur Grabung 2007

Das Schema zeigt, wie der MALDI-TOF/TOF Massenspektrometer die Syringasäure in Molekül-Ionen und diese in Fragment-Ionen aufspaltet.



Liestal, Seestrasse
(Costenzerturm). In der
ältesten Darstellung
der Stadt Liestal von
1548 ist der markante
Costenzerturm gut zu
erkennen (Eidgenös-
sische Chronik von
Johannes Stumpf).



Liestal, Seestrasse: Ein Turm, dem Fortschritt geopfert

Vor der Neugestaltung des Platzes beim Liestaler Wehrmannsdenkmal wurde das gesamte Einzugsgebiet der Seestrasse umfassend saniert. Vorhandene Leitungen mussten ersetzt, neue gebaut werden. Schon früher war man bei solchen Bodeneingriffen auf Mauerreste und einen aus Steinplatten gefügten Kanal gestossen, der wohl im Bereich des obersten Stadtgrabens/Schleifewuhrweg nach der Aufgabe der Wehranlagen Wasser aus dem oberen Weiher und aus dem Innern der Stadt abzuführen hatte.

Sämtliche Grabarbeiten wurden von der Archäologie Baselland überwacht, was dank des guten Einvernehmens mit der Bauleitung trotz engen terminlichen Vorgaben reibungslos funktionierte. Besonders gespannt war man auf den Bereich der ehemaligen Stadtmauer, waren hier doch Reste des so genannten Costenzerturms zu erwarten.

Über die Ursprünge des in jüngerer Zeit als Pulverturm genutzten Costenzerturms wissen wir wenig. So ist ungewiss, ob er bereits anlässlich des Baus der Stadtmauer im mittleren 13. Jahrhundert errichtet

wurde. 1483 ersetzte man ihn durch den «nuwen Turn», der in Grösse und Anlage das Vorbild für den etwas jüngeren Thomasturm am Eingang zur Buchelistrasse abgab. In Stumpfs Chronik von 1548 ist der wohl etwas überhöht gezeichnete Halbschalenturm mit Zinnenkranz gut zu erkennen.

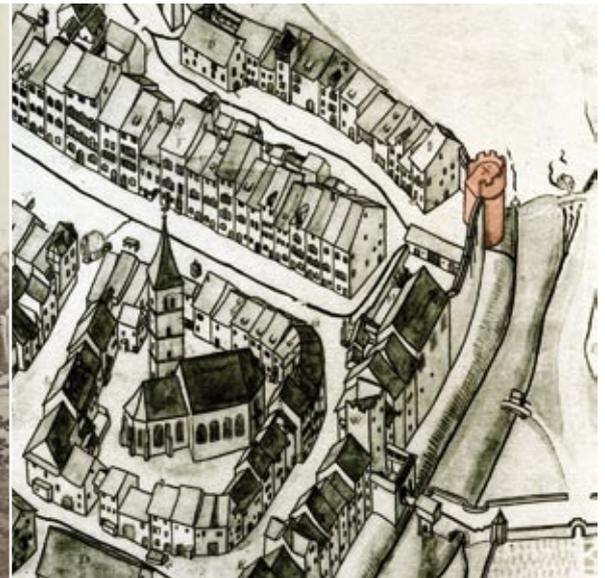
Letzte Reste zwischen Leitungsgräben: Das Mauerfragment des Turmes (rechts) stösst mit einer Fuge an die Stadtmauer (links).



Ansicht des alten
Regierungsgebäudes
mit Stadtmauer und
Costenzerturm, um
1840 (Museum.BL)

Die aktuelle Grabung hat nun gezeigt, dass die Fundamente der Stadtbefestigung nur noch fragmentarisch erhalten sind. Exakt zwischen zwei bestehenden Leitungsrampen hat sich jedoch ein sehr aufschlussreicher Rest erhalten. An ihm lässt sich ablesen, dass der halbrunde Turm nachträglich an die

Stadtmauer angebaut wurde. Ob das erfasste Mauerstück indes zum ältesten Turm, zur Erneuerung von 1483 oder gar zu einer Unterfangung gehört, die 1603 nach einem «gross Wasser» nötig geworden war, bleibt ungewiss. Dies liesse sich nur mit einer kompletten Freilegung der Fundamente klären.



1850 musste der mächtige Turm dem Fortschritt weichen: Der Landrat beschloss, das Regierungsgebäude für das Archiv, die Gerichtslokale, die Kantonsbibliothek und das Kantonsmuseum nach Westen zu erweitern. Der Turm und Teile der anstossenden Stadtmauer wurden abgebrochen. Den Schutt verwendete man zum Auffüllen des hinteren Sees, und aus dem so gewonnenen Platz wurden später Parkplätze. 1854/55 schliesslich legte man eine Strasse durch die entstandene Baulücke und schuf so einen neuen, direkten Durchgang von der Altstadt zum im Entstehen begriffenen Bahnhof,

der eine neue Aera in der Verkehrsplanung des aufstrebenden Kantonshauptortes einläutete.

Bericht: Reto Marti

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg

Februar bis September 2008

Der Verlauf der Stadtmauer mit Lage des Costenzerturms (rot) beim Regierungsgebäude. Grün: weitere historische Mauern und der Kanal.

Die nachgezeichnete Stadtansicht von Jakob Meyer (1663) zeigt – wenn auch nicht ganz authentisch – dass der Turm als Schalenturm an die Stadtmauer stösst. Davor mündet der Stadtbach im Graben.





Liestal, Steinenbrüggli: vom Transitweg zum bedrohten Idyll

Das so genannte «Steinenbrüggli», gut einen Kilometer südlich der Altstadt von Liestal gelegen, befindet sich am Ausgang des Frenkentalen an einem wichtigen alten Verkehrsweg. Bevor die Passstrasse zum Oberen Hauenstein auf der rechten Talseite in Richtung Altmarkt geführt wurde, verlief hier der grösste Teil des Transitverkehrs vom Ergolzthal in Richtung Süden.

Der schlechte Zustand des Bauwerks, der bereits zu einer Deformation des Brückengewölbes geführt hatte, machte eine Sanierung dringend nötig. Und die Sanierungsarbeiten erforderten den Einsatz der Archäologie Baselland. Es galt, die Brücke baubegleitend zeichnerisch und fotografisch zu dokumentieren und dreidimensional zu vermessen. Ziel war es, vor der Sanierung, die unweigerlich die originale Bausubstanz verändern würde, mehr über

die Geschichte der bisher undatierten Brücke – im Volksmund auch «Römerbrücke» genannt – herauszufinden. Dank der guten Zusammenarbeit mit dem Bauunternehmer vor Ort, der Bauleitung und der Bauherrschaft verliefen die Untersuchungen sehr erfolgreich.

Im westlichen Teil der Brücke wird die Füllung, der so genannte Brückenkörper, entfernt.



<

Das Steinenbrüggli bei Liestal vor Beginn der Sanierung.

Der Brückenkörper
reicht bis auf das
Steingewölbe.

Im Zuge der Sanierung musste im Westteil die innere Verfüllung der Brücke, der so genannte Brückenkörper, entfernt werden. Dies ermöglichte einen aufschlussreichen Einblick ins Innere der Brücke. Er sollte die wichtige Frage klären helfen, ob es Hinweise auf eine ältere Brücke an diesem Standort gibt oder ob die heutige Brücke in ihrem

Kern gar noch Reste einer älteren Anlage enthält. Es zeigte sich aber, dass die Brücke in einem Zuge errichtet worden war. Interessant war eine Schicht von äusserst kompaktem Kalkmörtel, der mit einem Zuschlag von gemahlene Ziegeln versehen war. Dieser so genannte Ziegelschrotmörtel deckte im Brückeninnern die Oberseite des Brückenbogens ab und schützte ihn so vor einsickerndem Wasser. Aus dem Mörtel konnte ein Stück Holzkohle geborgen werden, von dem wir uns eine Radiokarbon-Altersbestimmung erhoffen.

Die Bauweise der Brücke mit Zugstangen und Ziegelschrotmörtel-Abdichtung weist auf eine Entstehung im 17./18. Jahrhundert hin. Seit dieser Zeit erfuhr sie nur einen grösseren Umbau: 1891 verlegte man Betonplatten und montierte ein Metallgeländer. Spuren von Vorgängerbrücken – in den Fels gehauene Auflager für Balken oder dergleichen – fehlten. Sondierungen im Bereich der westlichen Zufahrt zur Brücke zeigten auch keine älteren Strassenkörper. Es gibt somit keine Hinweise auf eine ältere, gar römische Strassenführung an dieser Stelle. Vergleichbare Erkenntnisse ergaben vor einigen Jahren



Grabungen im Bereich der «Römerstrasse» in Langenbruck. Schon sie deuteten auf umfangreiche Erneuerungsarbeiten an der wichtigen Passroute über den Oberen Hauenstein in der früheren Neuzeit hin. Wo genau die Römer ihre Strasse durchführten, ist hingegen ebenso ungewiss wie die Lage der 1363 erwähnten *Steinenbrugg ... obwendig dem alten merckt*.

Da es kaum Standortalternativen gibt, ist denkbar, dass ältere Flussübergänge dem Bau der neuzeitlichen Anlage komplett zum Opfer gefallen sind.

Bericht: Jan von Wartburg/Reto Marti
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
August bis Dezember 2008

Details aus dem
Brückeninnern mit
Ziegelschrotmörtel-
Abdeckung des Ge-
wölbes und seitlichen
Wangenmauern.



Rothenfluh, im Weiher.
Im Uferprofil des
Verbindungsgrabens
zum Seitenarm
der Ergolz ist der
mehrlagige Schotter-
belag über der
Koffering der älteren
Landstrasse zu
erkennen.



Rothenfluh, im Weiher: ein alter Verkehrsweg neu entdeckt

Der Natur- und Vogelschutzverein Rothenfluh-Anwil verband im Winter 2007/08 die Uferschutzzone entlang der Ergolz mit einem Altarm, der bei Hochwasser als Ausgleichsmöglichkeit für den Bach dienen soll. Bei diesen Baggerarbeiten wurde die alte Landstrasse durchschlagen, die von Basel über Sissach und Wittnau nach Aarau führte; gemäss dem Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz (Ivs) ein Verkehrsweg von nationaler Bedeutung.

Wenige Meter südlich führt eine Tuffsteinbrücke über die Ergolz. Die heute unter Denkmalschutz stehende «Römerbrücke» aus dem mittleren 19. Jahrhundert ersetzte ein älteres Bauwerk, das bereits auf der Karte des Farnsburgeramtes von Georg Friedrich Meyer (1679) festgehalten ist.

Die jüngeren Beläge der angeschnittenen Strasse wirken schottrig und sind stark erodiert. Eine tiefer liegende Strassenoberfläche besteht jedoch aus sehr kompaktem, 2–5 cm dickem Mergel und einem bis zu 30 cm mächtigen Strassenkoffer aus grobem Kalksteinbruch. Sie ist etwas schmaler und scheint entlang der Ergolz eher nach Westen auszuscheren.

Der Verlauf dieser älteren Strasse könnte deshalb auf einen älteren Bachübergang fast 20 Meter nördlich der heutigen Steinbrücke hinweisen.

Bericht und örtliche Leitung: Claudia Spiess
Februar 2008

Die «Römerbrücke» aus dem 19. Jahrhundert steht heute unter Denkmalschutz.



Zunzgen,
Bachtelenweg.
Alessandro
Mastrovincenzo ist
erleichtert, als er
nach einem Kontroll-
abstieg in die Tiefen
des Brunnens das
Tageslicht wieder
erblickt.



Zunzgen, Bachtelenweg: ein Zeuge aus der Zeit vor dem Wasserhahn

In der heutigen Zeit, in der Wasser in nahezu beliebiger Menge aus jedem Hahn strömt, geht gerne vergessen, dass diese Art der Wasserversorgung noch gar nicht so lange besteht. Vor der Einführung von Reservoirs und Druckleitungen musste sich jeder Haushalt selber überlegen, wie er zum lebensnotwendigen Wasser kam. Wo keine Quelle vorhanden war oder ein offenes Gewässer keine ausreichende Qualität lieferte, musste das Grundwasser die nötige Versorgung abdecken. Zu diesem Zweck grub man Sodbrunnen.

Ein solcher Sodbrunnen wurde anlässlich der Neugestaltung des Bachtelenwegs in Zunzgen entdeckt. Ein Steinkreis unter dem Strassenbelag entpuppte sich rasch als ein «trocken», das heisst ohne Zuhilfenahme von Kalkmörtel gemauerter Schacht. Die Archäologie Baselland, die man zu Rate zog, beschloss darauf, dem Sodbrunnen auf den Grund zu gehen. Aus Sicherheitsgründen legte man den engen, tiefen Schacht nicht von Hand frei, sondern orderte einen so genannten Saugbagger.

Mit Hilfe des Saugbaggers gelang es, den Sodbrunnen bis in eine Tiefe von sieben Metern auszuheben. Dann versperrten Hölzer den weiteren Vortrieb. Der Schacht selbst muss noch rund ein Meter tiefer gewesen sein. Darauf weist die Länge eines Teuchelrohres hin, das auf der Brunnensohle auflag und vollständig geborgen werden konnte.

**Der Blick in die Tiefe.
Das Grundwasser
stand in rund 7 Metern
Tiefe auf 395 m. ü. NN.**



Die beiden Teile des Teuchelrohres, mit dessen Hilfe man das Wasser aus dem Brunnen hochpumpte.

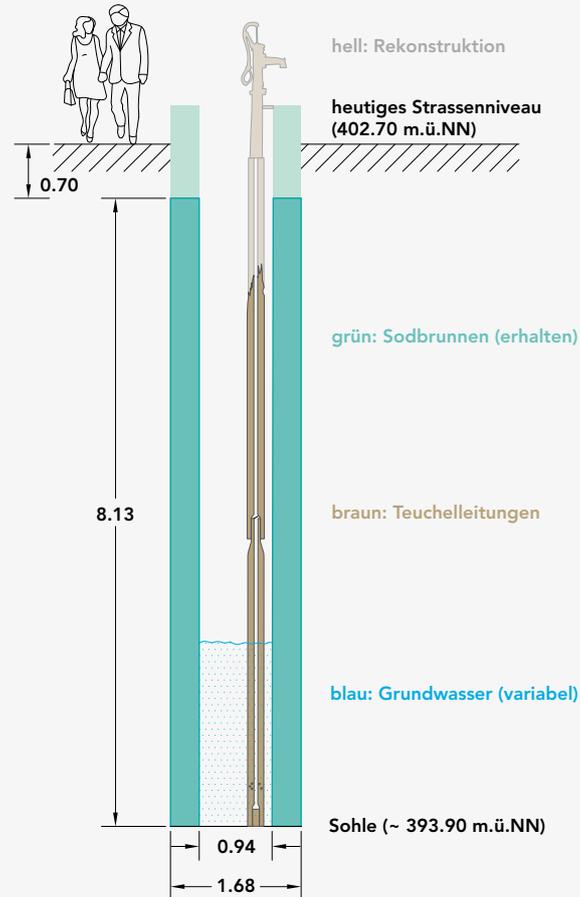
Während der Freilegung zeigte sich, dass der Sodbrunnen – wohl in einer jüngeren Nutzungsphase – mit einer Pumpe betrieben wurde. Davon zeugen zwei gut erhaltene Röhren, sogenannte Teuchel, aus Föhrenholz, die ineinander steckten und mit zwei Eisenbändern verbunden waren. Das Sohlenende war verschlossen und besass seitliche Eintrittslöcher.

Wann der Brunnen angelegt wurde, ist schwer zu bestimmen. Auf den ältesten Dorfskizzen von Georg Friedrich Meyer (um 1680) ist kein Sodbrunnen erkennbar. Die Jahrringdatierung der wohl erst später eingebauten Teuchel ergab nur unsichere Fälldaten um 1722/1843 beziehungsweise 1748/1864, wobei durchaus auch andere Daten möglich wären.

Das moderne Wasserleitungssystem der Gemeinde Zunzgen geht auf das Jahr 1887 zurück. Doch schon auf dem ältesten Vermessungsplan von H. Schmassmann (1880) ist kein Sodbrunnen mehr zu erkennen. Im durch den Saugbagger geborgenen Füllmaterial fanden sich aber Funde des 19. Jahrhunderts. Die Grundeigentümer Scholer können sich zudem erinnern, dass ihr Onkel noch von einem Sodbrunnen an der Stelle gewusst hatte. All dies spricht dafür, dass der Brunnen spätestens um 1880 aufgegeben wurde.

Bericht: Reto Marti
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
November 2008





links:

Unter den gespannten
Blicken aller Beteiligten
schlürfte sich der
«Saugmaster» der
Firma Tozzo in die
Tiefe. Steine mit bis
zu 40 Zentimetern
Durchmesser waren für
ihn kein Hindernis.

rechts:

Längsschnitt durch den
Sodbrunnen mit der
Lage der hölzernen
Teuchel.

Der Zehntenplan des Basler Geometers Georg Friedrich Meyer zeigt Sissach um 1689. Die Lage der Häuser an der alten «Landstrasse», der heutigen Hauptstrasse, lässt die stufenweise Erweiterung des Dorfes in west-östlicher Richtung erahnen. Das rot hervorgehobene mutmassliche Kornhaus markierte den Abschluss einer dieser Erweiterungen (Staatsarchiv Baselland).



Sissach, Hauptstrasse: «Strichcode» mit Kornhaus und Sodbrunnen

Zentrales Element der mit der Umfahrungsstrasse geschaffenen neuen Verkehrsführung in Sissach ist der so genannte «Strichcode». Zwischen der Hauptkreuzung beim Hotel Sonne und der Kreuzung Bahnhofstrasse/Bischofsteinweg wurde eine «Begegnungszone» eingerichtet, die für Automobilisten befahrbar bleibt, Fussgängern jedoch den Vortritt lässt. Um dies zu erreichen, wurde die alte Fahrbahn aufgehoben und der Belag mit diagonal laufenden Bändern aus Natursteinen gekennzeichnet – das namensgebende Element des Projekts.

Da die Belagsarbeiten weitgehend im Bereich der bestehenden Strasse erfolgten, war die Archäologie Baselland nur am Rande involviert. Zu überwachen gab es den Aushub von ein paar Leitungsgräben. Im Übrigen war der tangierte Untergrund durch ältere Bodeneingriffe bereits nachhaltig gestört. Aussicht auf eine Erfolg versprechende Flächengrabung bestand nicht, umso weniger, als die Umgestaltung zur Schonung der geplagten Anwohnerschaft als so genannte «Expressbaustelle» konzipiert war. Das heisst, es wurde während der gesamten Bauzeit im Zweischicht-Betrieb von 6 bis 22 Uhr gearbeitet.

Zwei Stellen erbrachten dann doch noch archäologische Befunde: Im März meldete Robert Häfelfinger, in einem Leitungsgraben vor dem Restaurant Sternen seien Mauerreste angeschnitten worden, die wohl zum ehemaligen Kornhaus gehörten. Die Untersuchung der Fundstelle ergab zunächst zwar

Die Grabenarbeiten im Bereich des mutmasslichen Kornhauses vor dem Restaurant Sternen.



Die Spannung steigt ...
Der Hohlraum
unter der schweren
Steinplatte entpuppte
sich als Sodbrunnen!

keine konkreten Mauern, jedoch in knapp einem Meter Tiefe eine Brandschicht, die mit Bauschutt überdeckt war. Ein Stück der Westfassade kam etwas später ans Licht; es ist heute in einem Sichtschacht zu sehen. Im Abbruchschutt lagen zudem einige Tonplatten, die vom Kellerboden, wahrscheinlicher

aber von einem Boden im Erd- oder Obergeschoss stammen dürften. Brandschicht und Bauschutt stammen wohl aus der Zeit des Abbruchs um 1928.

Die Vermutung, dass es sich bei diesem Gebäude um das ehemalige Kornhaus handelt, basiert zum einen



auf der auffallend freistehenden, in den Verlauf der ehemaligen Landstrasse hineinragenden Lage am Rande des alten Dorfkerns. Ausserdem erinnert die Situation mit dem gegenüberliegenden grossen Laufbrunnen und den ursprünglich offenbar vorhandenen grossen Einfahrtstoren für die Fuhrwerke an das ehemalige Kornhaus in Liestal, das heutige Museum.BL.

Ein zweiter Befund wurde einige Zeit später auf der gegenüberliegenden Strassenseite, hinter dem Laufbrunnen und neben der heutigen Bijouterie Berger entdeckt. Unter zwei grossen Kalksteinplatten sorgfältig verschlossen fand sich ein Sodbrunnen. Der aus schönen Kalkbruchsteinen gefügte Schacht war leer, noch knapp 4.5 Meter tief und endete im heute trockenen Kiesuntergrund. Auch dieser stumme Zeuge aus der Zeit vor der gemeindlich geregelten Trinkwasserversorgung wurde im Rahmen des

Projekts «Strichcode» in einem Schacht sichtbar gemacht.

Bericht: Reto Marti

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg

März und Juni 2008

Das mutmassliche ehemalige Kornhaus vor dem Abbruch um 1928 (Heimatkunde Sissach 1998).





Luftaufnahme von Burg
und Hofgut Birseck
nach Abschluss der
Restaurierungsarbeiten
(Patrick Nagy, Kantons-
archäologie Zürich).

Arlesheim, Birseck: über Analysen zum Erdbeben von Basel

Die archäologischen Bauuntersuchungen, welche die Grundlagen für die anschliessende Sanierung der Burg Birseck lieferten, sind bereits seit einiger Zeit abgeschlossen (vgl. Jahresbericht 2006). Doch erst im Berichtsjahr konnte eine wichtige Frage geklärt werden: diejenige nach dem Ausmass der Schäden, die das grosse Erdbeben von Basel 1356 verursachte.

Die schriftliche Überlieferung zu den Zerstörungen des Erbebens von 1356 ist leider sehr fragmentarisch. Die meisten Nachrichten darüber wurden erst Jahre oder Jahrzehnte danach niedergeschrieben. Immerhin geht aus diesen hervor, dass in der Region rund 60 Burgen mehr oder weniger grosse Schäden erlitten. Deren Ausmass wird jedoch in keinem Fall benannt. So spielt die Archäologie eine wichtige Rolle in der Frage nach der Heftigkeit des damaligen Bebens. Diese wiederum ist nicht zuletzt für die Beurteilung der heutigen Erdbebengefährdung im Raum des südlichen Oberrheingrabens von grosser Bedeutung.

Im Falle der Birseck sind die Quellen glücklicherweise etwas ausführlicher: Die *brisegg* erscheint nicht nur um 1380 in einem Katalog der so genannten Erdbebenburgen. Es ist vielmehr auch überliefert, dass der damalige Besitzer, Bischof Johannes von Vienne, selber zu wenig Mittel besass, um die Burg wieder instandzusetzen. Zur Verhinderung weiteren

Ansicht von Schloss und Hofgut Birseck um 1754, lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel (Kupferstichkabinett Basel).

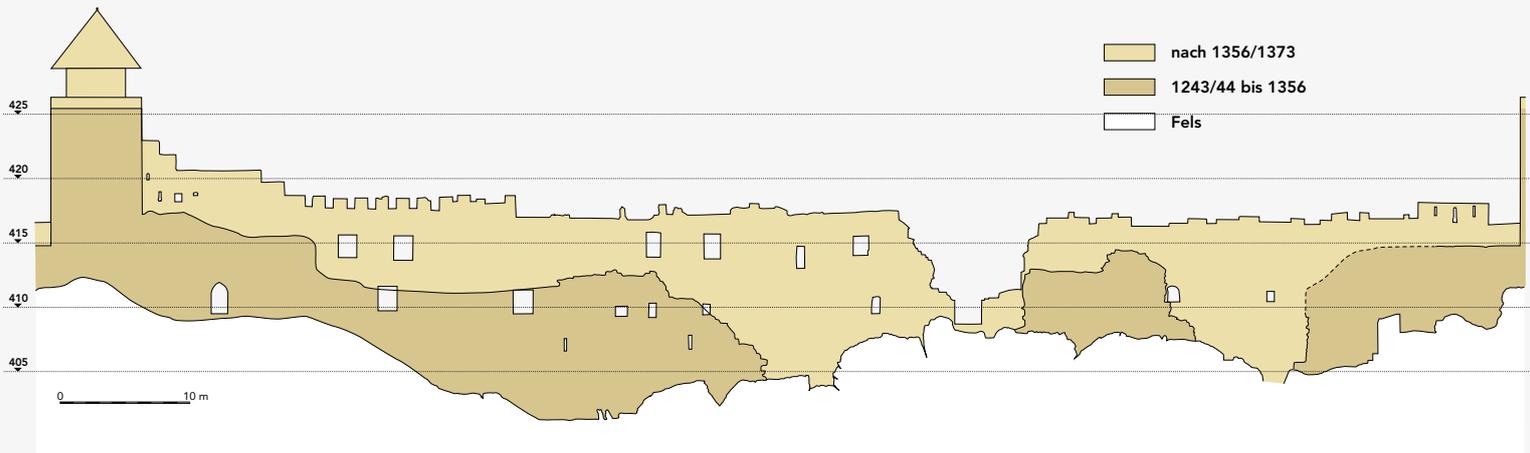


Die Untersuchung zeigte, dass man grosse Teile der Umfassungsmauer nach 1356/1373 neu aufbauen musste.

Schadens verpfändete er 1373 die Burg deshalb mit umliegenden Besitzungen an die Herren von Ramstein mit der Auflage, dass diese den Betrag von 500 Gulden in den Wiederaufbau zu investieren hätten. Offenbar wurden die Arbeiten rasch in Angriff genommen, denn es zeigte sich bald, dass der veran-

schlagte Betrag nicht ausreichte. 1377 wurde er um weiter 300 Gulden erhöht.

Die archäologischen Untersuchungen ergaben zwar klar, dass weite Teile der Umfassungsmauer Anzeichen einer Erneuerung zeigten. Diese liessen sich



jedoch nicht ohne weiteres mit den historischen Ereignissen in Verbindung bringen. Im Gegenteil: Ein einzelner, um 1450 datierbarer Balken schien darauf hinzuweisen, dass der eigentliche Wiederaufbau erst im 15. Jahrhundert erfolgte.

Dank einer Radiocarbon-Datierung und den Scherben einer vermauerten Ofenkachel liess sich nun ein zuvor undatierbares Bauholz, das im Mauerwerk des Wiederaufbaus eingesetzt war, zeitlich eingrenzen und über die Jahrringmethode praktisch jahrgenau auf 1373 datieren. Auch andere Hölzer verweisen die Baumassnahmen nun klar ins 14. Jahrhundert.

Mit diesen neuen Erkenntnissen lässt sich das beträchtliche Ausmass der Erdbebenschäden ziemlich klar umreissen: Nur der Turm scheint das Beben mehr oder weniger unbeschadet überstanden zu haben. Über 50% der Umfassungsmauer und sicher den gesamten Wohntrakt musste man neu aufbauen. Dass dafür die beträchtliche Summe von 800 Gulden ausgegeben wurde – ein Basler Stadthaus an bester Lage kostete nicht einmal ein Viertel davon

– spricht dabei für den hohen Prestigewert der Birs-eck, die bald auch wieder Bischofsresidenz wurde.

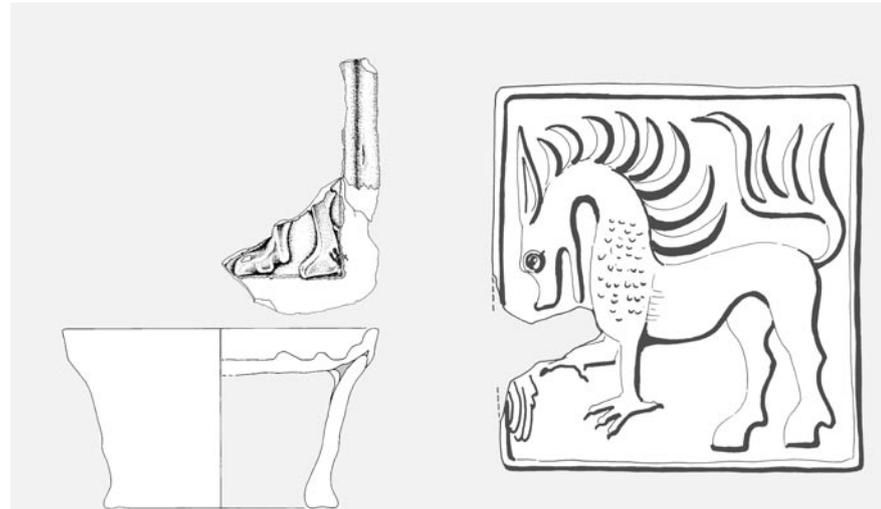
Bericht: Reto Marti

Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel

C14-Daten: Georges Bonani, ETH Zürich

Nachtrag zu den Bauuntersuchungen 2004–06

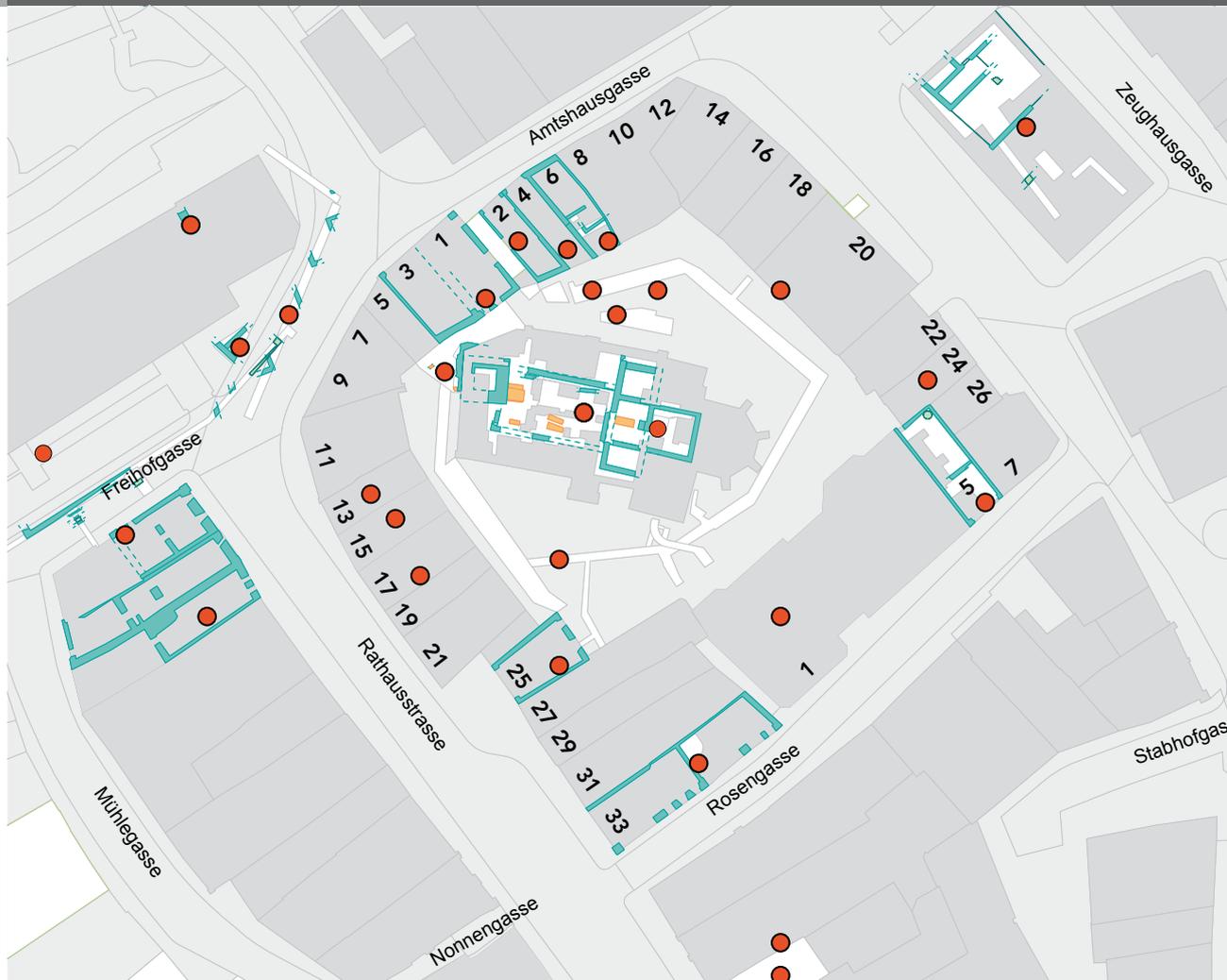
Die Fragmente einer Ofenkachel (links) waren im Mauerwerk von 1373 vermauert. Rechts eine ganz erhaltene Kachel mit vergleichbarem Motiv.



Läufelfingen,
Homburg. Mitarbeiter
der Stiftung Öko-
Job legen die
überwachsenen
Mauern frei.



Der Ausschnitt aus der GIS-Karte mit dem Stadtkern von Liestal zeigt die Lage der archäologisch nachgewiesenen mittelalterlichen und neuzeitlichen Mauern (grün) in der heutigen Bebauung. Die roten Punkte kennzeichnen die archäologischen Untersuchungen.



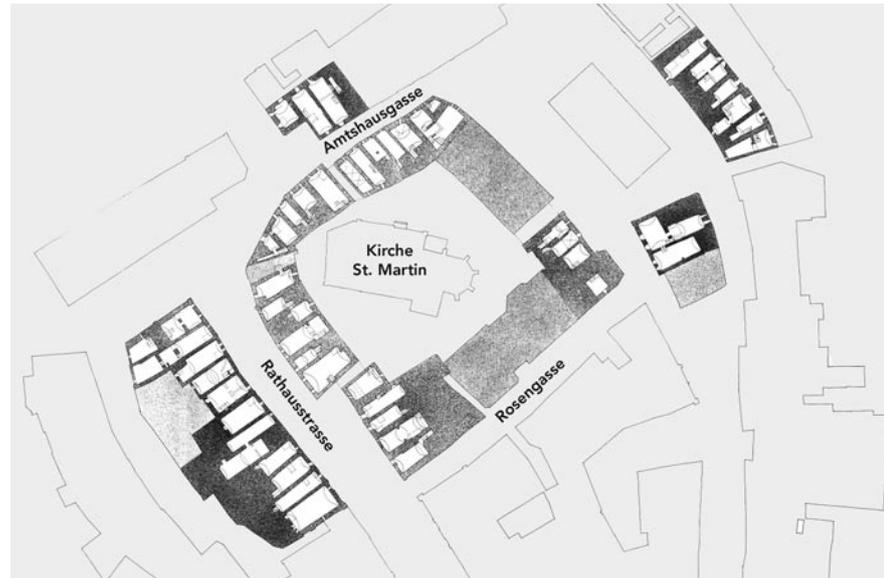
Liestal, Amtshausgasse: das Wachsen einer Häuserzeile

Die durch einen Umbau ausgelöste bauliche Untersuchung der Liegenschaft Amtshausgasse 2 förderte interessante Befunde zutage. In Verbindung mit den Resultaten aus den Nachbarliegenschaften Amtshausgasse 4 und 6 sowie Rathausstrasse 1 und 3, die in den letzten fünfzehn Jahren partiell archäologisch untersucht werden konnten, ist es möglich, das Wachstum dieser Häuserzeile ab dem späten Mittelalter nachzuzeichnen. Wichtige Anhaltspunkte hierzu liefern zum einen mehrere entdeckte Fensteröffnungen, zum anderen Bauhölzer, die mit den Mitteln der Dendrochronologie, der Jahrringmessung, exakt datiert sind. Die Befunde reichen bis in die Zeit um 1400 zurück. Die spärlichen Spuren aus Spätantike, Früh- und Hochmittelalter erlauben vorläufig keine Rückschlüsse auf eine noch ältere Bebauung.

Fasst man die Resultate aller bisher durchgeführten bauhistorischen Untersuchungen und archäologischen Ausgrabungen im Bereich des Häusergevierts um den Kirchhof – des vermuteten Siedlungskerns von Liestal – zusammen, lässt sich der Verlauf der postulierten inneren und älteren Befestigungs-

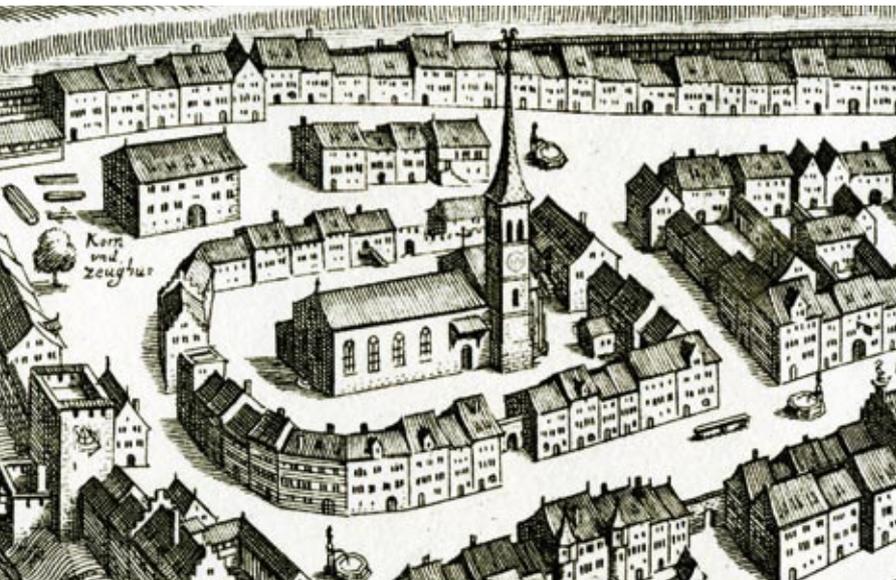
mauer heute noch fassen. Unter anderem befinden sich jeweils ungefähr in der Mitte der heutigen Hausgrundrisse häufig Knicke in den Parzellengrenzen, Versätze in den Grundmauern und Grenzen der partiellen Unterkellerungen. Spätestens am Ende des 15. Jahrhunderts wurden Gebäude über

Schnitt durch die Untergeschosse des Häusergevierts um den Kirchhof, Stand 1989.



Prospekt von Johann Jakob Ringle und Matthäus Merian (1642). Die Durchgänge in den Kirchhof sind noch nicht überbaut.

die gesamte Länge der heutigen Parzellen gebaut und die vor allem im Erdgeschoss störende interne Zwischenmauer entfernt. Lediglich die Bereiche mit den vier in den Kirchhof führenden Durchgängen blieben bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts als unverbaute Mauerpartien erhalten.



Zurück zur Amtshausgasse: Einer der ältesten Befunde stellt eine Mauerecke im hofseitigen Teil von Haus Nr. 6 in der heute nicht mehr unterkellerten Gebäudehälfte dar. Der Befund lag drei Meter unter dem Niveau des aktuellen Erdgeschosses unter abgelagertem Schutt, direkt auf dem natürlichen Kiesuntergrund. Der Mauerrest mit einer Breite von 1.2 m war noch 0.5 m hoch erhalten. Aufgrund der Mächtigkeit dürfte es sich um die Überreste eines Kellerraumes gehandelt haben. Im Innern des Raumes lag ein Mörtelstrich. Die genaue Ausdehnung der Mauer bleibt unbekannt.

Dieser hofseitige Keller wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts aufgegeben. Eine über dem Mörtelboden liegende, 1.1 m dicke Schicht aus verbranntem Lehm, durchsetzt mit Holzkohle, Ziegelfragmenten und Mörtelbröckchen, deutet auf einen Brand hin. Ein Dreibeintopf aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit wandständigem Tüllengriff und Laschenfüßchen liefert den *terminus post quem* für

den Brand. Bei diesem Ereignis existierte der strassenseitige Keller bereits, die allfällige dazwischen liegende Partie der Ringmauer war schon abgebrochen. Über dem Bauschutt folgte eine bis zu 1.70 m mächtige lockere Schicht aus Kalksteinen und Kiesel. Das darüber neu angelegte Erdgeschoss scheint als Gewerberaum gedient zu haben, worauf zwei im Boden versenkte Wannen hinweisen.

Zumindest die Fassadengestaltung in der Amtshausgasse 6 stammt von einem Umbau von 1683, wie eine Inschrift über dem Haupteingang verrät. Während das Haus im Nordosten wohl an ein anderes Gebäude anschliesst – bestätigende Untersuchungen stehen noch aus –, stand es gegen Südwesten zu Beginn noch frei. Darauf verweist eine in der Hofhälfte des Erdgeschosses nach Westen orientierte, vermauerte Fensteröffnung. Es ist archäologisch nicht nachgewiesen aber sehr wahrscheinlich, dass lediglich eine Mauerpartie des Befestigungsringes mit Durchgang zum Kirchhof an die Giebelfassade von Haus Nr. 6 stiess.

Die bestehende Baulücke wurde zunehmend verbaut. Bereits im Jahr 1499 entstand an der bisher freistehenden Südwestfassade von Nr. 6 ein neues Gebäude, Haus Nr. 4. Die schon bestehende Fassade von Haus Nr. 6 diente dabei als Hausmauer des Neubaus. Die Deckenbalken wurden darin

«Orthographia» von Jakob Meyer von 1663 (Umzeichnung). Die Amtshausgasse 2 (rot) schliesst die Baulücke über dem Durchgang.



Im Dachgeschoss der Amtshausgasse 2 entdecktes und zum einst freistehenden Haus Nr. 4 gehörendes Giebelfenster und alte Giebelkante von Nr. 2.

eingemauert, was Mauerflicke um die Balkenköpfe zeigen. Bei den Decken im Erdgeschoss und dem ersten Obergeschoss handelt es sich um so genannte Schiebelolendecken mit Fischgratmuster. Die jahrgenaue Einordnung basiert auf der Jahrringdatierung der Deckenhölzer aus den beiden Räumen des ersten Obergeschosses. Sie belegt, dass Haus Nr. 4

die Parzelle in der gesamten Breite, also gassen- und hofseitig, in einem Zug überspannte.

Wie einst Haus Nr. 6 stand auch Haus Nr. 4 als Kopfbau neben dem Mauerabschnitt mit Durchgang zum Kirchhof. Ein in der Giebelfassade vorhandenes Mehrfachfenster lag ausserhalb dieses inneren Befestigungsringes. Es ist unklar, ob es in die Bauzeit gehört oder nachträglich eingefügt wurde. Die Wehrhaftigkeit des inneren Ringes scheint um 1500 jedoch nicht mehr von Bedeutung gewesen zu sein. Beidseitig nachgewiesene Giebelfenster belegen zudem, dass Haus Nr. 4 anfänglich höher war als Haus Nr. 6 und das später angebaute Haus Nr. 2.

Der Bau der Amtshausgasse 2 füllte schliesslich die Baulücke zwischen Haus Nr. 4 und der bereits bestehenden Liegenschaft Rathausstrasse 1 aus. Letztere beinhaltet spätmittelalterliche Mauerzüge und



wird in Merians Prospekt von 1642 als turmartiges Gebäude mit Flachdach dargestellt. Der althergebrachte Durchgang zum Kirchhof wurde ausgespart, ab dem ersten Obergeschoss jedoch überbaut. Dieser Bauvorgang muss aufgrund von Bildquellen in die Zeit zwischen 1642 und 1663 gesetzt werden. Eine Graubandfassung im gassenseitigen Raum im

ersten Obergeschoss, dem so genannten Piano Nobile, darf in diese Zeit datiert werden und gehört damit in die Bauzeit des Hauses Nr. 2.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Mai 2008

Amtshausgasse 2.
Die Decke der gassenseitigen Stube im ersten Obergeschoss mit Graubandfassung aus der Bauzeit.



Lupsingen,
Liestalerstrasse.
Der Zustand im ersten
Obergeschoss kurz
vor dem Umbau
im Sommer 2008
entspricht demjenigen
von 1551/52. Die
Holzeinbauten und
Wandoberflächen sind
seither unverändert
geblieben.



Lupsingen, Liestalerstrasse: Vorratshaltung vor 450 Jahren

Etwas abseits hinter einer Zeile von Bauernhäusern, die eine der beiden Hauptstrassen des Dorfes säumen, liegt das Gebäude mit der ältesten Bausubstanz der Gemeinde Lupsingen. Der gemauerte Speicher stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Er ist damit einer der frühesten erhaltenen Steinbauten der Region und bis heute der älteste noch zum grossen Teil erhaltene, freistehende Speicherbau in Massivbauweise, der aus dem Baselbiet bekannt ist.

Steinbauten lösen im Profanbau erst ab dem 16. Jahrhundert den Holzbau allmählich ab. Die gemauerten Speicher sind also eigentlich Nachfolger von Holzspeichern, von denen im Kanton noch vier erhalten sind. Drei stammen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der so genannte Herrenspeicher von Zunzgen gar aus dem Jahr 1426. Ein Dorf besass mehrere dieser kleinen Speicher, die wohl jeweils von mehreren Parteien genutzt wurden. Als zunehmend Keller, Estrich und Heubühne in den Wohnhäusern integriert wurden, verlor der freistehende Speicherbau an Bedeutung.

Der markante Speicher von Lupsingen blieb hinter diversen Holzanbauten lange Zeit unbeachtet. Die geplante Totalsanierung und Umgestaltung in ein Wohnhaus führte im Sommer 2008 zu einer bauhistorischen Untersuchung. Dabei zeigte sich, dass dem Gebäude ein dreigeschossiger, einraumtiefer Kernbau mit quadratischem Grundriss von knapp

Auf der Zeichnung von Emanuel Büchel (1753) sieht man die Hauptfassade des Speichers mit Klebedach und Sonnenuhr.

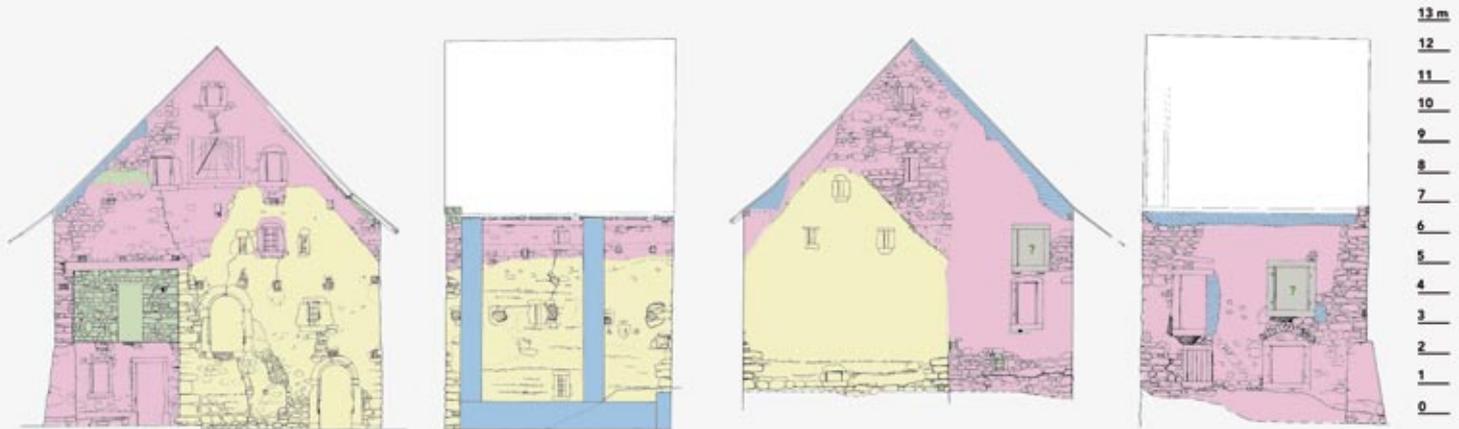


Die Bauphasen des
Speicherbaus:
gelb 1551/52
rot 1740
grün 19./20. Jh.
blau 2008.

50 m² zugrunde lag. Rückwärtig leicht in den Hang gebaut, besass dieser einen ebenerdigen Balkenkeller mit Zugang durch ein Rundbogentor in der gegen das Dorf gerichteten Giebelfassade. Der Hocheingang, der ins erste Obergeschoss führte, war ebenfalls zentral in die Schauffassade gesetzt und wahrscheinlich über eine steile, in der Mauer verankerte

Holzterre erreichbar. Ins Dachgeschoss gelangte man über eine interne Blockstufentreppe.

Dendrochronologische Analysen verweisen das Fälldatum des Bauholzes der Kellerdecke, der Decke des ersten Obergeschosses und der Blockstufentreppe in den Winter 1551/52. Mit Ausnahme eines



eichenen Deckenbalkens im Keller handelt es sich bei den verwendeten Balken um von Hand zugehauene Föhrenstämme. Die Balken des ersten Obergeschosses wurden zur Zierde auf ihren Unterkanten abgefast. Ein einfacher Bretterboden hatte dem Gewicht der gelagerten Güter standzuhalten. Wie der Plan des Geometers Georg Friedrich Meyer von 1679 belegt, war das Gebäude spätestens dann mit einem Ziegeldach ausgestattet.

Die Erschliessung des Kellers und der Obergeschosse erfolgte separat, was auf getrennte Besitzverhältnisse, aber auch auf die Aufbewahrung verschiedener Waren hinweisen könnte. So fanden Kühle und Feuchtigkeit benötigende Vorräte wie beispielsweise Rüben wohl im Kellerraum Platz. Die nachträglich aus dem Türgewände ausgeschlagenen Rundungen erlaubten zudem das Einbringen von Weinfässern, was wohl spätestens seit der Einrichtung einer Gastwirtschaft im davor liegenden Haupthaus um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Fall war. Der Weinbau spielte in der Gemeinde noch lange Zeit eine wichtige Rolle. In den Obergeschossen dienten schmale, schartenähnliche Fen-

ster mit sich gegen innen weitenden Laibungen der Durchlüftung. Das Raumklima eignete sich für die Lagerung von Heu, Getreide, Dörrobst etc. Auffällig ist die fensterlose rückwärtige Giebelseite im ersten Obergeschoss. Hier sollte wohl das direkte Eindringen von Feuchtigkeit verhindert werden. Neben den drei Fensteröffnungen im Keller und im ersten Obergeschoss dienten mehrere Lichtnischen für das Deponieren von Beleuchtungskörpern.

Speicherbauten galten als «Schatzkammern des Bauern». Mehrere Sicherheitsvorkehrungen wurden getroffen, um das Hab und Gut zu schützen. Die Eingänge öffneten sich gegen das davor liegende Wohnhaus und waren so kontrollierbar. Dies erschwerte den Zutritt für Unbefugte. Die drei Kellerfenster sowie das Fenster im ersten Obergeschoss der Hauptfassade waren vergittert. Die Kellertüre liess sich zudem mit einer Zugvorrichtung aus dem ersten Obergeschoss bedienen, worauf eine Kerbe im nächstgelegenen Deckenbalken und ein Loch im darüber liegenden Deckenbrett hinweisen. Aus Gründen des Brandschutzes wurde der Speicher in Lupsingen wie andernorts etwas abgesondert und

im Windschatten des Hauptgebäudes, also im Nordwesten, errichtet.

Aussergewöhnlich am Lupsinger Speicher ist die Tatsache, dass er bis heute lediglich einen einzigen, die Gestalt nachhaltig verändernden Ausbau erfahren hat. Die Baumassnahme erfolgte gemäss einer Inschrift im obersten Giebelfenster der Hauptfassade 1740. Sie darf in Zusammenhang mit dem Umbau der davor liegenden Häuserzeile in dieser Zeit gesehen werden. Bei der Baumassnahme blieben der spätgotische Kernbau mit seinen Einbauten und der Innengestaltung erhalten und die Wandoberflächen unangetastet! Die Vergrösserung des Speichers um einen zweigeschossigen Anbau und die Vereinigung unter demselben First bedingte jedoch die Aufstockung des Kernbaus und somit die Entfernung des Dachstuhles. Vom ursprünglichen Dach sind nur noch zugemauerte Löcher der einst über die Traufseiten hinausragenden Ankerbalken erkennbar. Die drei schmalen Giebelfenster der Schauseite wurden zugemauert und durch zwei grössere abgelöst. Die nun breitere und höhere Schauseite erhielt unterhalb des Giebelfeldes ein imposantes Klebe-

dach vorgehängt, das mit einer Ständerkonstruktion unterstützt wurde. Diese erhielt eine laubenartige Bretterverkleidung.

Der Einbau eines Kamins sowie ein zusätzlicher Rauchabzug durch das Mauerwerk der Rückfassade lassen vermuten, dass der ebenerdige, einräumige neue Keller als Werkraum genutzt wurde. Im Obergeschoss trennte von Beginn weg eine brandsichere Bruchsteinmauer den vorderen, offenen Lagerraum von einem hinteren Raum ab. Doppelt geführte Balken sollten das zusätzliche Gewicht der Mauer aufnehmen. Wie der Kellerraum besass auch der hintere Raum im ersten Obergeschoss eine Feuerstelle, worauf der Russabdruck eines Kaminhutes hinweist. In einem späteren Umbau – eventuell 1921 – wurde die offene Seite des ersten Obergeschosses zugemauert. Er diente nun womöglich als Webzimmer oder zusätzlicher Wohnraum. Die meisten Fenster des Anbaus wurden bei diesem Umbau zudem auffällig vergrössert.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juli 2008



links:
Die Hauptgiebelfassade mit Klebedach und Ständerkonstruktion von 1740. Blick nach Norden (um 1970).

rechts:
Die Lage des Speicherbaus (rot) in der Planskizze von Georg Friedrich Meyer von 1679 (Staatsarchiv Baselland).

Binningen,
Schlüsselgasse. Die
alte Dorfschmiede lag
vis-à-vis dem Gasthof
zum Schlüssel. Es
handelt sich um die
dunkle Fassade im
Hintergrund in der
Bildmitte.



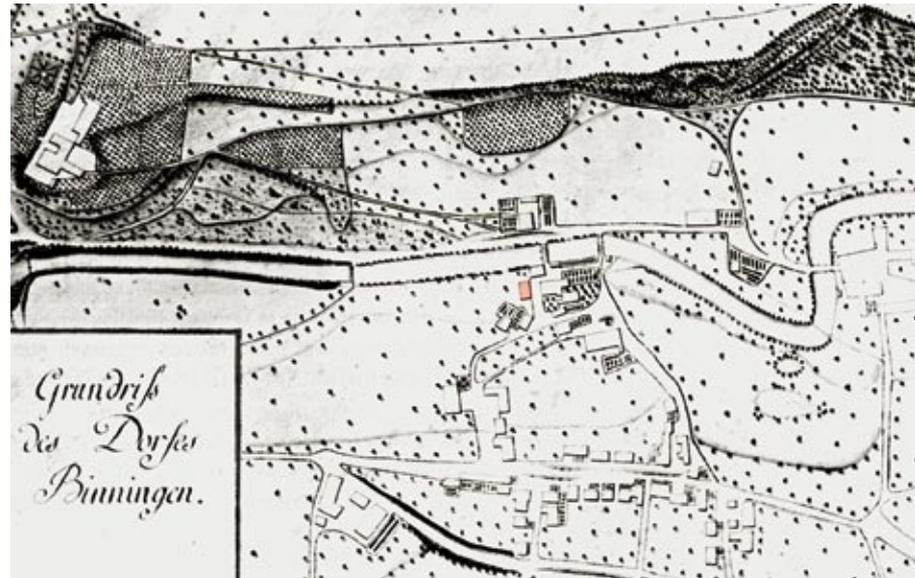
Binningen, Schlüsselgasse: Verlust eines Stücks Ortsgeschichte

Die Dorfschmiede an der Schlüsselgasse 4 in Binningen war eine der letzten frühneuzeitlichen Bauten der Gemeinde. Dendrochronologische Analysen datierten das Holz des Fachwerkbaus mitsamt Dachstuhl in den Winter 1599/1600. Er ist somit nur ein Jahrzehnt jünger als das 2006 untersuchte Imhofhaus, das ehemalige Zehntenhaus des Schlosses. Der Gebäudekomplex musste nun einem Neubau weichen.

Das Holzgerüst des ursprünglich 14 m langen Riegelbaus umfasste sechs Abbünde aus 30–40 Zentimeter dicken Eichenbalken. Die mächtigen Fusschwellen lagen zum Schutz vor Feuchtigkeit auf einer 60–80 Zentimeter hohen Sockelmauer. Die in den Schwellen verzapften Ständer waren geschossübergreifend, reichten also vom Erd- über das erste Obergeschoss bis unters Dach. Die teils sehr krummen Sparren des liegenden Dachstuhles liefen ab dem Kehlboden stützenfrei hoch. Die Ausfachungen waren mit lehmverschmiertem Flechtwerk ausgefüllt.

In den 1640er Jahren wurde der Kernbau im Osten, gegen den nahen Birsig, um 5 Meter erweitert. Der Anbau war von Beginn weg partiell mit einem Balkenkeller unterfangen. Das Erdgeschoss war aus Gründen des Brandschutzes massiv gemauert. Archäologische Befunde belegen für diesen strassen-

Ausschnitt der Karte von Samuel Ryhiner (1785). Die Lage der alten Dorfschmiede ist rot markiert.



Auszug aus dem Brandlagerbuch von Binningen (1807–1830). Das Gebäude beherbergt bereits mehrere Schmieden (Staatsarchiv BL).

seitig abgetrennten Raum die Nutzung als Schmiede. Im hinteren Teil befand sich der Erschliessungsbereich zu Keller und Obergeschoss, wobei der Keller über eine Blockstufentreppe zugänglich war. Das Obergeschoss und das neue Giebfeld waren in Fachwerk aufgebaut, letzteres mit Eichenbalken.

Teile des ersten Obergeschosses wurden als Wohnraum genutzt, wie der Einbau eines Kachelofens im Zimmer über der Schmiede sowie die Abtrennung einer Küche im rückwärtigen Teil des neuen Steinbaus zeigen. Letztere war als eine gegen den Dachraum offene Rauchküche eingerichtet.

Gemäss historischen Karten war die Schmiede bis ins 17. Jahrhundert hinein neben dem Spittel eines der wenigen Gebäude in der Talsohle zwischen der Stadt Basel und dem Weiherschloss Binningen mit dem dahinter liegenden Leimental. Die verkehrstechnisch günstige Lage neben einer Brücke scheint lukrativ gewesen zu sein. Gemäss den Brandlagerbüchern beherbergte das Gebäude spätestens ab dem Beginn des 19. Jahrhunderts mehrere Essen. Ein

>

Aussenseite des aus Backsteinen gemauerten Gewölbes der Feuerungsnische, die sich im gartenseitigen Anbau des 19. Jahrhunderts befand.

No. 1.

Eigentümer	Gebäude und dessen Beschreibung	Schätzung von 1807.	Summe der Schätzungen
Gemeinl. Gemisch. Schmiede.	Darüber mit Schmiede und Ofen, in Mauer und Ziegel 1/2 Gefässung.	1200. 300.	1500.
1824	für ein angebliches Holz Ofen 1/2 Gefässung		

aus der Mitte dieses Jahrhunderts stammender, einraumtiefer rückwärtiger Anbau war denn auch mit einer backsteingewölbten Feuerungsnische ausgestattet, welche die rückseitige Fassade durchschlug. Um 1900 musste der westliche Teil des Fachwerkbbaus aufgrund eines Brandes abgerissen und durch

einen Neubau (Nr. 6) ersetzt werden, in dem man ebenfalls eine Schmiede einrichtete.

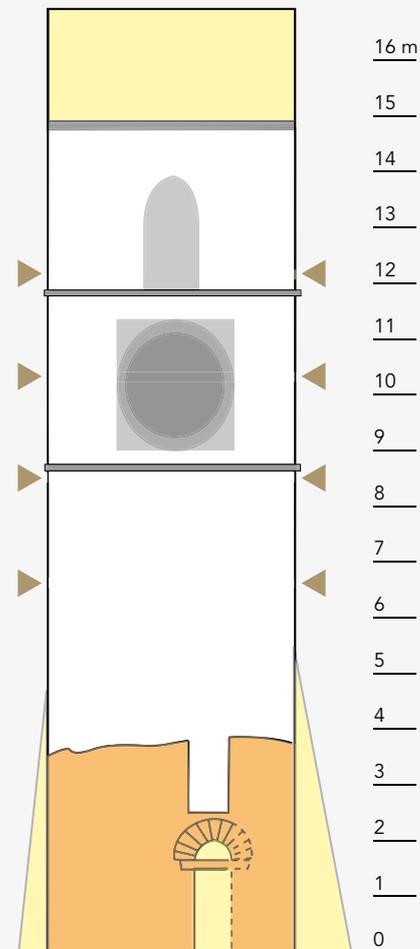
Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
August 2008

Das gesamte Objekt wurde dreidimensional aufgenommen und mit CAD bearbeitet.



Allschwil, Kirche
St. Peter und Paul,
Ansicht des Kirchturms
mit Aufriss der
Südwand.

orange:
spätmittelalterlich,
mit Brandspuren und
Abbruchkante,
weiss: Wiederaufbau
des zerstörten Turmes,
wohl vor 1594,
gelb: stützende
Vormauerungen
und Zumauerung
des ursprünglichen
Turmeingangs nach
der Verlagerung
des Kirchenschiffes
in den Norden,
ferner Glocken- und
Dachstuhl, wohl 1671,
braune Pfeile: Lagen
der Löcher für das
Baugerüst.



Allschwil, Kirche St. Peter und Paul: Der Turm der alten Dorfkirche

Die Allschwiler Dorfkirche präsentiert sich heute als barocke Landkirche mit barockklassizistischer Innenausstattung, einem Turm mit Scharfenfenstern, Käsbissendach und einem ummauerten Hof. Das einfache Grundrisschema des 17. Jahrhunderts – eine einschiffige Kirche mit polygonalem Chor und einbezogenem älterem Turm – findet unter anderem Vergleiche in den Pfarrkirchen St. Peter und Paul in Oberwil und St. Stephan in Therwil. Archäologische Sondiergrabungen der Jahre 1952/53, 1964 und 1982/85 in Kirchhof und Chor brachten römische Siedlungsbefunde aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. sowie mittelalterliche Mauerreste zu Tage. Eine früh- oder hochmittelalterliche Vorgängerkirche ist anhand der Befunde zur Zeit nicht belegbar, doch steht die Kirche in jedem Fall auf einem alten Siedlungsplatz.

Im Rahmen der im Sommer 2008 geplanten Innenrenovation des Kirchturms wurden der moderne Putz im Erdgeschoss abgeschlagen und die Oberflächen in den Obergeschossen ausgebessert. Dies führte zu zahlreichen neuen Erkenntnissen über die Baugeschichte der Kirche.

Der Turm besitzt mit dem Erd- und dem Dachgeschoss fünf Vollgeschosse. Die Innenfläche des Erdgeschosses misst 2×2 Meter, die Mauerstärke beträgt rund 1.2 Meter. Da das Mauerwerk im Innern geschossweise leicht zurückspringt, weitet sich der Innenraum nach oben allmählich und die Mauerstärke nimmt ab. Das Dachgeschoss besitzt so eine Innenfläche von 2.8×2.8 Metern und eine Mauerstärke von 0.4 Metern.

Das Mauerwerk des Turmes lässt zwei klar unterscheidbare Bauphasen und eine unbekannt Anzahl von Renovationen erkennen: Der Turmsockel gehört zur ältesten nachweisbaren Bausubstanz, die ins 13. Jahrhundert oder in die 1440er Jahre datiert. Er reicht vom Erdgeschoss bis ins erste Obergeschoss und bricht dort in einer unregelmässigen Bruchkante ab. Im ersten Obergeschoss sind Mauersteine und -mörtel durch Hitzeeinwirkung flächig rot verfärbt. Der damalig Brand führte demnach offenbar zum Einsturz der höher gelegenen Partien des Turmes. Leider finden in den alten Grabungsdokumentationen weder ein Brand- noch ein Abbruchhorizont Erwähnung.

Zum Grossteil erhalten blieb ein einst vom ersten Obergeschoss in den Chorraum führender schmaler Durchgang. Er wurde beim folgenden Wiederaufbau zugemauert. Es muss sich dabei um den Zugang auf eine Empore oder Kanzel gehandelt haben, wobei die Lage einer Kanzel im Chorraum ungewöhnlich wäre. Auch der ebenerdige Eingang in der Südmauer des Turms hat sich samt halbrundem Oberlicht und Laibungsputz über die Jahrhunderte erhalten. Die Anordnung der beiden Öffnungen direkt übereinander mutet statisch etwas ungeschickt an; sie sind aber gleichzeitig entstanden. Was beim damaligen Brand mit Kirchenschiff und Chor passierte, bleibt im Dunkeln.

Die Wiederaufmauerung des Turmes scheint unter anderem aufgrund historischer Aufzeichnungen vor 1594 erfolgt zu sein, wobei die schriftlichen Belege noch zu überprüfen sind. Das neue Mauerwerk erscheint im Vergleich zum mittelalterlichen kleinteiliger und ist offenbar bis zum Dach in einem Zug entstanden. Dies belegen unter anderem der ab dem ersten Obergeschoss bis zum Giebel identische Mauermörtel und der Kalkdeckputz, der an

die hölzernen Fensterstürze, Deckenbalken und eingemauerten Holzstümpfe von Gerüststangen anschliesst. Die über dem ältesten Putz angebrachte Schwarzmalerei «93» könnte auf das Baudatum 1593 hinweisen. Für den Aufbau diente im bodennahen Bereich bis auf eine Höhe von 6.8 Metern ein freistehendes Stangengerüst. Darüber zeugen in regelmässigen Abständen von 1.8–2 Metern auftretende Gerüstlöcher von einem in der Mauer verankerten Baugerüst.

>
Das überwölbte
Oberlicht des
ebenerdigen Zugangs
in der Südmauer
des Turms. Auf den
Laibungen der Türe
und des halbrunden
Oberlichts ist der
ursprüngliche
Mörtelputz erhalten.

Gemäss Steinmetzzeichen muss zwischen 1594 und 1671 eine Verlagerung des Schiffes vom Süden in den Norden des Turmes erfolgt sein. Spätestens dann nämlich hatte sich der nun gegen Süden freistehende Turm so stark abgesenkt, dass eine stützende Vormauerung nötig wurde. Den ursprünglichen, bis

dahin in Gebrauch stehenden Turmeingang verlegte man in den Norden. Bereits dreissig Jahre später erfolgte die Vergrösserung des Schiffes, das damals die heutigen Ausmasse erhielt. Weitere am Bauwerk feststellbare Sanierungsarbeiten sind ansonsten nur schwer nachvollzieh- und datierbar.

Die (hier leicht hervorgehobene) Schwarzmalerei «93» datiert möglicherweise den Wiederaufbau des Turmes.



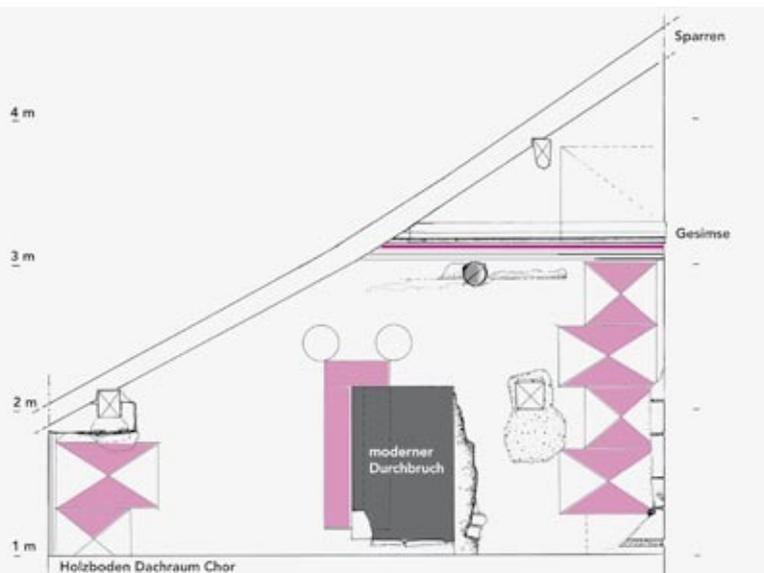
Ansicht der einst freistehenden Nordfassade des Turmes auf dem Niveau des zweiten Obergeschosses, vom Dachraum des Chores gesehen.

Im Bereich des Dachraumes des Chores sind auf der West-, Nord- und Ostfassade noch heute Reste einer Eckquaderbemalung erhalten. Sie muss aus der Zeit vor der Verlegung des Schiffes oder – eher unwahrscheinlich – zumindest vor einer allfälligen Vergrößerung des sich bereits an heutiger Stelle befindlichen Chores stammen. Die Gleichzeitigkeit

von Turmaufbau und Aussenverzierung ist nicht gesichert. Die mit Diamantbossen bemalten Eckbereiche und die Umrandung des Schlitzfensters waren in Rot, die Zierbänder in den Mauerecken und unterhalb der umlaufenden Gurtgesimse in Grautönen gehalten. Sämtliche Umrisse der Formen waren dabei jeweils im feuchten Putz vorgeritzt. Gut datierte Vergleiche sind aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts vorwiegend aus dem Tirol bekannt.

Der Glockenstuhl ist dreiphasig. Der heute noch stehende Hauptteil ist mit der Jahreszahl 1671 gekennzeichnet. Typologische Unterschiede bei den Stuhlschwellen sowie mehrere heute unnötige Ausnutungen an gewissen Auflagern deuten auf einen Vorgängerstuhl hin, der in denjenigen von 1671 integriert wurde. Dieser wiederum wurde «in den 80er-Jahren» (des 18. Jahrhunderts?) durch zusätzliche Streben verstärkt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
April 2008





links:

Südmauer im ersten Obergeschoss mit zugemauertem, spätmittelalterlichem Durchgang links.

Grün: spätmittelalterlicher Deckmörtel, Blau: Abbruchkante des Mauerwerks nach dem Brand, Grau: brandgerötetes Mauerwerk, Orange: beim Wiederaufbau verwendete Backsteine.

rechts:

Glockenstuhl, dreiphasig, mit Gravuren.

Känerkinder,
Ueligasse. Die
Nordfassade,
Schauseite des
prominenten
Gebäudes, im Jahre
1966.



Känerkinder, Ueligasse: Untersuchungen im Untervogthaus

Das Untervogthaus, «Haus Tschan» genannt, ist das markanteste Känerkinder Haus und steht als einziges giebelständig zur Hauptstrasse. Seine Bausubstanz wurde bisher nicht erforscht. So nutzten Denkmalpflege und Archäologie die Gelegenheit, während der Fassadensanierung das alte Gemäuer inklusive Dachstuhl bei einer Begehung etwas genauer unter die Lupe zu nehmen.

Vom Typ her handelt es sich um ein gestelztes Haus mit ebenerdigem Keller und der Haupteinschliessung im ersten Obergeschoss – eine typische Bauform der Spätgotik. Tatsächlich erbrachten die von der Denkmalpflege veranlassten Dendrodatierungen für den Kernbau ein frühestmögliches Baujahr im Herbst/Winter 1554/55.

Der Ursprungsbau besass einen quadratischen Grundriss, der trotz einer Erweiterung des 18. Jahrhunderts durch die alten Eckverbände aus bearbeiteten Kalkquadern in den Fassaden erkennbar blieb. Erste nachweisliche Eingriffe in die Bausubstanz erfuhr der Bau in den 20er und 30er Jahren des

**Detail des Klebedachs:
Geschnitzte und
bemalte Zugbänder
mit Sternköpfen.**

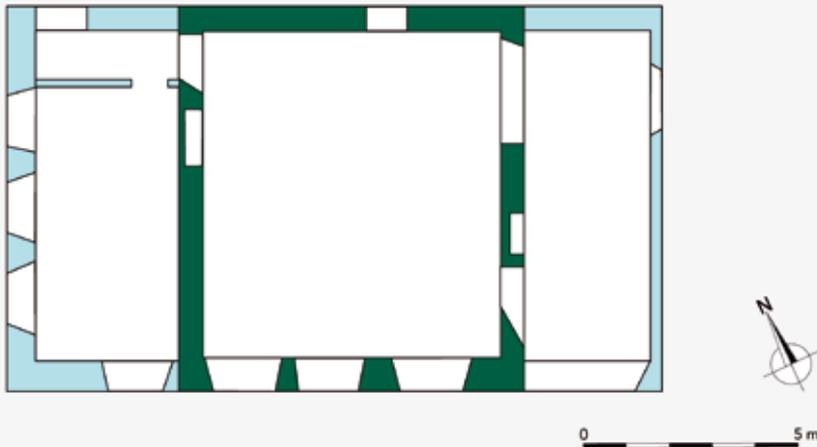


Grundriss des
Gebäudes mit dem
quadratischen Kernbau
von 1554/55 (grün)
und den Anbauten von
1762/63 (hellblau)

17. Jahrhunderts. An seiner Schauseite wurde unterhalb des Giebfeldes ein Klebedach angebracht. Das Holz der dabei verwendeten Zugbänder mit Sternköpfen schlug man im Winter 1619/20. Eine Inschrift mit der Jahreszahl 1632 im Rundbogen des Kellertores liefert ein weiteres Umbaudatum. In beiden Fällen ist ein Zusammenhang mit den

Dorfbränden der Jahre 1617 und 1632 sehr wahrscheinlich.

Der dreigeschossige liegende Stuhl mit Sparrendach lieferte ein Dendrodatum aus dem Winter 1762/63. Drei Abbünde verteilen sich in grossen Abständen auf eine Gebäudebreite von acht Metern; die Tannenbalken sind gesägt und verzapft. In dieser Zeit wurde das Gebäude auf beiden Traufseiten um jeweils rund drei Meter erweitert. Die Verbreiterung des Gebäudegrundrisses zog eine Aufstockung der Giebelmauern und damit den neuen Dachstuhl nach sich. Die Eckverbände erhielten eine graue Quaderbemalung mit gelber Umrandung. Das Klebedach wurde ebenfalls seitlich ergänzt und an die neue Gebäudelänge angepasst.



>
Der Verlauf der alten
Giebelkante ist im
Dachgeschoss deutlich
erkennbar.

Noch bis 1798 gehörte Känerkinden zum Homburgeramt. Die baselstädtische Vogteiverwaltung gestand den Dorfgemeinden eine Einflussnahme bei der Regelung von zivilrechtlichen Angelegenheiten, Schlichtungen und Handänderungen zu. So besass der Untervogt als Inhaber eines der dörfflichen

Ämter den bevollmächtigten Vorsitz beim örtlichen Gericht.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Mai 2008

Das Gewölbe des
Kellertores trägt die
Jahreszahl 1632.





Liestal,
Regierungsgebäude.
Ansicht der Aussen-
seite der vermauerten
Toröffnung mit Blick
vom Anbau in Richtung
Südwesten.

Liestal, Regierungsgebäude: ein altes Tor zum Keller des Freihofs

Dank dem Hinweis des Hauswartes Heinz Rudin konnte die Archäologie Baselland einen ehemaligen Durchgang zwischen dem Hauptgebäude des Freihofs und einem Seitenflügel dokumentieren. Die Bebauung des Areals ist älter als die Stadtbefestigung aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, denn ihre Lage verhinderte die axiale Stellung des unteren Tors. Laut schriftlicher Erwähnung zerfiel diese damalige «Burg» – der Stadtsitz der Frohburger – beim grossen Erdbeben von Basel 1356. Mauerbefunde aus Leitungsgrabungen im Bereich vor dem heutigen Regierungsgebäude zeugen von einer ältesten Überbauung mit leicht gedrehten Gebäudefluchten. Der Nachfolgebau der «Burg», der eigentliche Freihof, auf dessen Grundmauern das heutige Regierungsgebäude steht, findet als Fronhof erstmals 1438 eine schriftliche Erwähnung.

Das nun entdeckte Tor befand sich in der Ostmauer des Hauptgebäudes. Es führte vom Untergeschoss des Freihofs in einen seitlichen Anbau. Der Durchgang war 1,9 m breit und 2,8 m hoch. Erhalten ist der Entlastungsbogen aus Kalksteinplatten und ein Teil der seitlichen Laibungen. Der untere Bereich scheint

bei der Aufgabe und Zumauerung grossflächig ausgebrochen worden zu sein. Die Aufgabe erfolgte gemäss einer Inschrift in der damals erstellten Decke des anschliessenden Freihofkellers spätestens 1673.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Oktober 2008

Stadtplan von Georg Friedrich Meyer von 1680 mit Freihof (rot markiert) und eingezeichnetem Torbefund (Pfeil) (Staatsarchiv BL).





Arisdorf, Gasthaus
Rössli. Das grosszügige
Piano nobile im
ersten Obergeschoss
mit gefasten
Deckenbalken.

Arisdorf, Gasthaus Rössli: der letzte Meierhof des Dorfes?

Das alte, im Umbau begriffene Gasthaus Rössli an der Hauptstrasse 86 stellt höchst wahrscheinlich die eine Gebäudehälfte des letzten Meierhofes von Arisdorf dar. Die Erkenntnis verdanken wir dem Interesse der Bauherrschaft und der Möglichkeit, diese und auch die bereits fachgerecht und sanft renovierte andere Haushälfte Nr. 88 besichtigen zu können. An den erhaltenen Befunden lassen sich die ursprünglichen Raumaufteilungen und -nutzungen heute noch ablesen.

Erst der Einbezug der schriftlichen Quellen wird zeigen, ob hier wirklich ein Meierhof vorliegt. Die Konzeption des riesigen Gebäudes mit Ökonomie- und Nebengebäuden und die grosszügige Innenausstattung weisen aber in jedem Fall auf einen herrschaftlichen Wohnsitz des späteren 18. Jahrhunderts. Ein mittelalterlicher Vorgängerbau ist denkbar, bisher aber nicht nachgewiesen.

Die Einträge in den Brandlagerbüchern von 1807 und 1830 nennen als Besitzer Friedrich Christen, Grossrat (von Basel) und Landarbeiter. 1830 zählen zu seinem Besitz neben einem Wohnhaus mit Keller

und Wagenhaus eine Stallung mit Keller und Laube, ein Holzhaus, ein Wagenhaus, eine weitere Behausung mit Wagenhaus und einen gemauerten Heuspeicher. Die aufgeführten Gebäulichkeiten lassen sich nur noch teilweise mit den heutigen Anbauten und umliegenden Häusern gleichsetzen, da einige der Bauten bereits abgebrochen oder abgebrannt sind.

Das Doppelwohnhaus Hauptstrasse 86/88 mit dem dazugehörigen Ökonomieteil 88a, Blick nach Südwesten.



Das heutige Doppelwohnhaus Nr. 86/88 ist anhand mehrerer Bauinschriften und der vorherrschenden barocken Gestaltungselemente in die Mitte des 18. Jahrhunderts zu datieren. Ursprünglich erfolgte der Zutritt in das dreigeschossige Wohnhaus durch den strassenseitigen Haupteingang in Haus Nr. 88. Der Erschliessungsbereich im Innern war seitlich angelegt, mit einer breiten Treppe vom Erdgeschoss über die zwei Obergeschosse bis unters Dach. Der lange Grundriss war von Anfang an durch eine Scheidemauer halbiert. Diese wies auf jedem Geschoss jeweils zwei Verbindungstüren auf. Heute bildet sie die Parzellengrenze. Die Zweiteilung des Grundrisses zeigt sich auch in dem die gesamte Tiefe einnehmenden Gewölbekeller in Nr. 88 beziehungsweise in einem Balkenkeller in Nr. 86.

Die Geschosse beherbergten pro Gebäudeteil jeweils ein vorderes, strassenseitiges und ein rückwärtiges Zimmer. In Nr. 88 darf in den Obergeschossen zudem eine jeweils strassenseitige, über dem Hausgang liegende schmale Kammer angenommen werden, was die schmalen randständigen Fenster erklärt. Küche und Kamin befanden sich wie heute noch im rück-

wärtigen Teil der Nr. 88 im Erd- und im ersten Obergeschoss. Ein mächtiger Hinterladerofen steht noch in der strassenseitigen Stube im Erdgeschoss von Nr. 88. Vermauerte Öffnungen in der Trennmauer im ersten Obergeschoss verweisen auf einen Ofen im rückwärtigen Zimmer von Nr. 86. Das gesamte zweite Obergeschoss war nicht beheizt.

Die Aufteilung des Herrschaftshauses erfolgte 1856. Die Änderungen betrafen hauptsächlich das Haus Nr. 86, das nun selber einen strassenseitigen Haupteingang, eine interne Treppe und zwei Küchen mit Kamin benötigte. Die ehemaligen Verbindungen in der Mittelmauer wurden zugemauert, die alte Raumaufteilung aufgegeben. Zwischen die strassenseitigen Stuben und die rückwärtigen Zimmer wurde pro Geschoss eine schmale Küche eingefügt. Dies bedingte die Entfernung der ursprünglichen Trennwände und jeweils den Durchbruch eines zusätzlichen Fensters. 1911 wird für das Erdgeschoss von Nr. 86 erstmals ein Wirtschaftslokal erwähnt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
August 2008



links:

Im rückwärtigen Zimmer des ersten Obergeschosses von Nr. 86 befindet sich eine prächtige Velourstapete aus der Zeit um 1900. Die Velourierung verleiht der Papiertapete einen textilen, damastartigen Charakter, eine satte Farbgebung und erhöhte Tiefenwirkung.

rechts:

Imposante Wangentreppe mit beidseitigem Geländer aus Brettbalustern, bauzeitlich.

Binningen,
Schlüsselgasse 4,
interne Wand, nach-
träglich eingebaut als
Trennwand zwischen
Schmiedestube und
Kammer. Datierung
17. Jahrhundert.



Kurze Abhandlung über Lehmausfachungen von Fachwerkwänden

Die jüngsten Untersuchungen in drei Fachwerkbauten in Allschwil, Oberwil und Binningen brachten Lehmausfachungen unterschiedlichster Machart aus dem 17./18. Jahrhundert zu Tage. Die Konstruktionsweisen sollen im Folgenden genauer vorgestellt werden. Da Lehmausfachungen über lange Zeit hinweg immer wieder auf gleiche Art und Weise hergestellt wurden, lassen sich daraus jedoch keine genaueren regionalen oder zeitlichen Rückschlüsse ableiten.

Fachwerkbauten entwickelten sich aus den Ständerbauten heraus und hatten den Zweck, gegenüber der reinen Holzbauweise wertvolles Baumaterial zu sparen. In den bis 1792 fürstbischöflichen Gemeinden des Leimentals und Birsecks dominierte der vom Elsass beeinflusste Fachwerkbau vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Dieselbe Bauweise existierte zwar auch in den Gemeinden Biel-Benken, Binningen, Bottmingen und Münchenstein, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Untertanengebiete an die Stadt Basel gefallen sind, erlangte dort aber nie dieselbe Bedeutung. Fachwerkbauten finden sich bis nach Muttenz und vereinzelt auch

im oberen Baselbiet (Arisdorf), doch hat die Stadt Basel in den unter ihrer Herrschaft stehenden Dörfern den Steinbau gefördert.

Die gut abbaubaren Vorkommen machten den so genannten «blauen Letten» aus den Schichten des

**Binningen,
Schlüsselgasse 4,
Giebelwand Ost, um
1599/1600 (Detail).**



Oligozän und den eiszeitlichen Lösslehm zum bevorzugten Füllmaterial der Gefache. Lehm wurde für Aussen- wie Innenwände verwendet, teils gekalkt oder überputzt. Bereits ab zwölf Zentimetern Mächtigkeit bietet eine Lehmwand eine gute Wärmeisolation.

Allen hier vorgestellten Beispielen sind die durchwegs grossen Gefache in einem auf das Wesentliche beschränkten Holzgerüst gemeinsam. Bei den Innenwänden waren keine Verstreibungen nötig, da die Wände im Verbund zu einem tragenden Rahmen gerüst standen.



Oberwil, Kirchgasse 5 (Sigristenhaus), Trennwand im ersten Dachgeschoss, Untersuchung von 1997. Dendrochronologisch nicht datierbar, 1634 oder 1770er Jahre.



Oberwil, Hauptstrasse 36, interne Wand im Erdgeschoss und ersten Obergeschoss. Sie trennte den Gang von den anschliessenden Kammern. Datierung 18. Jahrhundert.



Oberwil, Hauptstrasse 36, interne Wand. Zur besseren Haftung des abschliessenden Mörtelputzes wurden in die Oberflächen der Lehmklumpen Löcher eingestochen.

Binningen, Schlüsselgasse 4, Giebelwand Ost

Konstruktionsweise: Stecken (Rundhölzer), im Rahmenholz jeweils in ausgeschlagene Kerben gespannt. Flechtwerk aus Haselruten. Füllmaterial aus ungemagertem Lehm, abschliessend weiss gekalkt. Holzstichtig.

Binningen, Schlüsselgasse 4, interne Wand

Konstruktionsweise: Eichenspältlinge (so genannte Staketen) und Stecken wurden im Schwellenholz in eine über die ganze Balkenlänge verlaufende Nut eingefahren und im jeweiligen Deckenrähm in eine ausgeschlagene Kerbe gesteckt. Flechtwerk



Allschwil, Schönenbuchstrasse 17, interne Wand im Erdgeschoss. Flechtwerk mit Lehmfüllung. Datierung 18. Jahrhundert.



Allschwil, Schönenbuchstrasse 17, interne Wand im Erdgeschoss. Füllung unter anderem aus ungebrannten Lehmziegeln. Datierung 18. Jahrhundert.



Binningen, Schlüsselgasse 4, Aussenwand, Innenansicht mit geometrischer Fingerstrich-Verzierung. Datierung 18. Jahrhundert, Raumgestaltung zweite Hälfte 19. Jahrhundert.

aus Spaltholz und Ruten. Füllmaterial aus mit langhalmigem Stroh gemagertem Lehm, abschliessend weiss gekalkt. Holzichtig. Sekundär von der Rückseite – der Schmiedestube – her mit Mörtel, Gesteinsmaterial und Backsteinen repariert, da durchgebrannt. – Im benachbarten Imhofhaus, einem zur Schlossanlage gehörenden ehemaligen Wirtschaftsgebäude, sind die Gefache der Innenwände ungefähr in derselben Zeit bereits mit Flusskieseln, kleinen Geröllen und Ziegelfragmenten vermauert. Sie sind dendrochronologisch in den Winter 1613/14 datiert.

Oberwil, Kirchgasse 5, Trennwand im ersten Dachgeschoss
Konstruktionsweise: Spältlinge und Stecken mit Flechtwerk aus Spaltholz und Haselruten. Füllmaterial aus strohgemagertem Lehm, Lehmverputz. Holzichtig.

Oberwil, Hauptstrasse 36, interne Wand im Erdgeschoss und ersten Obergeschoss
Konstruktionsweise: Eichenspältlinge wurden im Schwellenholz in eine über die ganze Balkenlänge verlaufende Nut eingefahren und im Deckenrähm

in ein ausgeschlagenes Loch gesteckt. Die Füllungen bestanden aus mit gehacktem Stroh vermengten Lehmklumpen, die zwischen die Hölzer geklemmt wurden. Holzichtig.

Allschwil, Schönenbuchstrasse 17, interne Wand im Erdgeschoss

Konstruktionsweise: Eichenspältlinge mit Flechtwerk aus Spaltholz. Füllmaterial aus mit gehacktem Stroh gemagertem Lehm. Lehmputz über Fachwerk ziehend. Gefache derselben Wand mit ungebrannten Lehmziegeln «vermauert», danebenliegende jüngere Flickstellen aus gebrannten Backsteinen.

Binningen, Schlüsselgasse 4, Innenseite Aussenwand

Die mit Flechtwerk und strohgemagertem Lehm gefüllten Gefache sind mit Lehm verputzt. Die deckende Lehmschicht der Gefachfelder wurde im noch weichen Zustand mit Fingerstrichen geometrisch verziert. Holzichtig.

Untersuchungen und Bericht: Anita Springer
März und August 2008

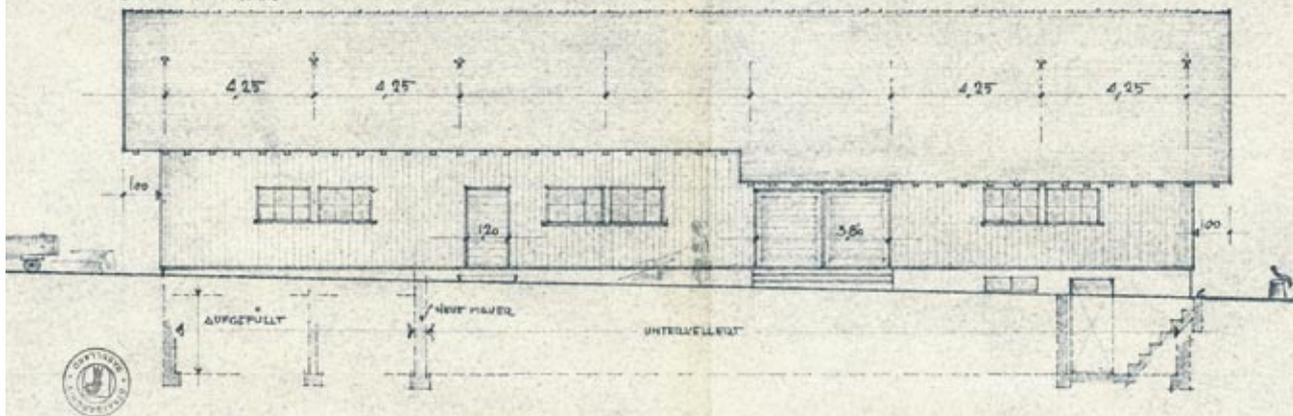


links:
Binningen,
Schlüsselgasse 4,
Giebelwand Ost,
Ansicht der ehemaligen
Gebäudeinnenseite.
Dendrochronologische
Datierung 1599/1600.

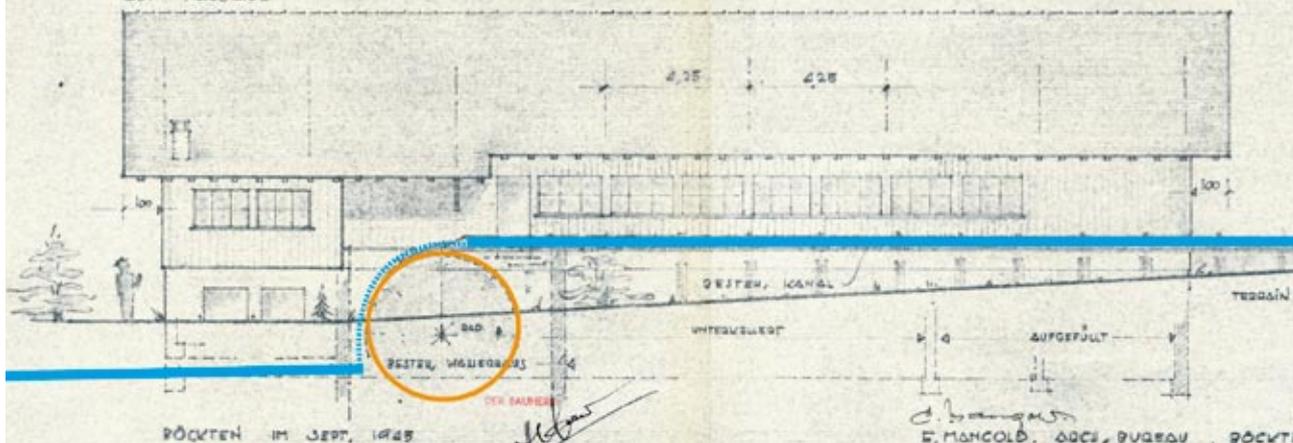
rechts:
Oberwil, Haupt-
strasse 36, Detail. Zur
besseren Fixierung
der Spältlinge wurden
Baukeramiksplitter als
Keile verwendet.

WIEDERAUFBAU DER ABGEBRANNTEN SÄGEREI, HERR V. MARTIN - MUNDWILER, PÖCKTEN.
LÄNGS - FASSADEN DES SÄGEREI - GEBÄUDES MIT 1:100.

WEST - FASSADE



OST - FASSADE



Böckten, Hauptstrasse.
Westfassade (oben)
und Ostfassade mit
Mühlekanal und
oberschlächtigem Rad
(unten). Wiederaufbau-
Plan von 1945.

Böckten, Hauptstrasse: Industriearchäologie ultra light

Das Areal am oberen Dorfeingang von Böckten, zwischen Hauptstrasse und Ergolz gelegen, war für die Ansiedlung von Gewerbe beliebt, weil sich hier die Möglichkeit bot, die Wasserkraft der Ergolz zu nutzen. So wurde dort im 19. Jahrhundert eine Sägerei errichtet, wobei uns über den Bau keine genaueren Angaben bekannt sind.

1945 grösstenteils abgebrannt, wurde die Sägerei bis zum Folgejahr sogleich wieder aufgebaut. Aus der Zeit vor dem Brand waren damals nur Teile der Kellermauern und des Radhauses mit dem Abfluss des Gewerbekanal erhalten geblieben. Das Radhaus diente der Überdachung respektive dem Schutz des Wasserrades. Das Rad selber war oberflächlich, das heisst, das Wasser strömte über ein Gerinne von oben in die wasserdichten Zellen des Rades. Letztere waren im Falle der Böckter Säge aus Metalllamellen und Holzplatten gefertigt. Ein oberflächiges Rad wird durch die Gewichtskraft des aufgenommenen Wassers in Bewegung versetzt.

Das Wasser wurde in einem kleinen Wehr einige hundert Meter oberhalb des Rades von der Ergolz geregelt abgezweigt – wodurch der Betrieb weniger von Schwankungen der Wassermenge abhängig war – und in einem künstlichen Kanal aus Holz oder Metall mit wenig Gefälle zum Rad geleitet.

Das Wasserrad hatte einen Durchmesser von 3.2 Metern.



Mit Kalkstein-
Quadern gemauerter
Abflusskanal aus dem
19. Jahrhundert.

Über den Abbruch des Objekts wurde die Archäologie Baselland wenn auch spät, so doch immerhin noch informiert. Er war zu dem Zeitpunkt jedoch schon so weit fortgeschritten, dass eine detaillierte Dokumentation der Anlage nicht mehr möglich war. So mussten einige Fotos genügen.

Bei unserer Ankunft waren – wie nach dem Brand von 1945 – lediglich noch die Grundmauern des Radhauses mit dem Abflusskanal sowie einige Einrichtungsteile vorhanden. Der Rest war bereits dem fortgeschrittenen Aushub für den Neubau zum Opfer gefallen. Das Wasserrad, Zahnkränze, Riemen-



scheiben, Laufrollen und Transmissionswellen waren herausgerissen und lagen lose im Gelände herum. Auf diese Weise ist eine interessante industriearchäologische Anlage unbeobachtet zerstört worden und der Nachwelt für immer verloren gegangen.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Oktober 2008

**Sägeeinrichtung,
Transmissionsriemen
und Laufrollen waren
beim Eintreffen der
Archäologie Baselland
weitgehend abgebaut.**





Fundabteilung

41 der im Berichtsjahr neu registrierten Fundstellen weisen ein zum Teil umfangreiches Fundmaterial auf. So nahmen wir in unserem Neufunddepot insgesamt 80 Kisten entgegen. In dem vollkommen überfüllten Raum können die Neuzugänge mittlerweile nicht mehr sinnvoll geordnet eingeräumt werden, sondern müssen auf einzelne Lücken in den Regalen verteilt werden, was die Verwaltung der Funde nicht unbedingt erleichtert!

Neben Sandra Braschler (40%), die nun schon seit vier Jahren als hochgeschätzte Mitarbeiterin in der Fundabteilung arbeitet, konnte mit Patrik Huber (30%) noch eine weitere studentische Hilfskraft für die Fundabteilung gewonnen werden. Mit vereinten Kräften (110 Stellenprozenten) inventarisierten wir 27'104 Funde! 251 dieser Funde wurden zum Röntgen und Restaurieren an das Konservierungslabor weitergegeben. Die Grossgrabung Reinach-Mausacker wies kurz vor Jahresende nun beinahe 80'000 inventarisierte Funde auf und wir sind optimistisch, das Inventar dieser Grabung im ersten Halbjahr 2009 endlich abschliessen zu können. Wir freuen uns schon darauf, nach jahrelanger, intensiver Beschäftigung mit vor allem bronzezeitlichem Fundmaterial uns nun bald einer anderen Epoche, nämlich den früh- und hochmittelalterlichen Funden von drei grossen Grabungen in Pratteln, zuzuwenden.

Im April bekamen wir Besuch von Stadtbasler Archäologinnen und Archäologen. Norbert Spichtig, Leiter des Ressorts Basel-Gasfabrik der Archäologischen Bodenforschung, und sein Team interessierten sich für das spätkeltische Fundmaterial des Landkantons. Spannende Diskussionen zum Thema «Kelten in der Stadt, Kelten auf dem Land» liessen den Wunsch aufkommen, bei einem Gegenbesuch Einblicke in Unterschiede und Gemeinsamkeiten bezüglich des keltischen Fundmaterials zu erhalten.

Christine Gugel

<
 Ein Team von
 Spezialistinnen und
 Spezialisten der
 Archäologischen
 Bodenforschung
 und der Universität
 Basel zu Gast in
 der Fundabteilung:
 Funde aus der späten
 Keltenzeit werden
 begutachtet (Foto
 Norbert Spichtig).



Pfeffingen, Tschöpferli.

Die Geige ist aus dem Stamm einer über 200jährigen Weisstanne gefertigt, die im Jahre 317 v. Chr. vermutlich einem Erdbeben zum Opfer fiel (Foto Rudolf Isler).



Pfeffingen, Tschöpferli: edle Klänge aus zweitausendfünfhundertjährigem Holz

Gesundes Stammholz einer Weisstanne, sehr regelmässige, dichte Jahrringe und ... gut gelagert, nämlich rund 2300 Jahre lang! Kein Wunder, dass solche Daten das Herz eines Geigenbauers höher schlagen lassen – und dazu führten, dass der Stamm einer über 200jährigen Weisstanne, die im Jahre 317 v. Chr., also in der frühen Latènezeit, vermutlich einem Erdbeben zum Opfer fiel, zersägt und zu einer Violine, einer Quinterne (einer Art mittelalterlichen Laute) und einer Gitarre verarbeitet wurden.

Die Geschichte begann 1962, als beim Brunnen graben in den Reben des Hofguts Tschöpferli in rund zwei Metern Tiefe ein im nassen Lehm eingebettetes Stammstück zum Vorschein kam. Das Holz geriet in Vergessenheit und wurde erst 2001 durch Margaretha von Blarer, die Tochter des Finders, in einem Keller wiederentdeckt. Als Schreinerin erkannte sie die Qualität des Holzes, veranlasste deren Datierung, eine Materialprüfung bei der EMPA sowie den Bau der Musikinstrumente bei Rudolf Isler, Ennenda (Geige), Richard Earle, Basel (Quinterne) und Claudio Pagelli, Scharans (Gitarre). Erst danach erfuhr die Archäologie Baselland vom Fund.

Mittlerweile haben die Musikinstrumente erfolgreiche Premieren hinter sich, der bekannte Komponist Arvo Pärt schuf sogar ein eigenes musikalisches Werk dafür. Und der Archäologie Baselland bleibt immer noch eine Scheibe des Stammes als Belegstück.

Bericht: Reto Marti

Schritt für Schritt entsteht in der Werkstatt des Geigenbauers die Violine aus 2500-jährigem Holz (Foto Rudolf Isler).



Sissach, Bützenen,
 Funde aus dem
 römischen Gutshof.
 Die Objekte aus
 dem Nachlass
 Frey – Keramik,
 Ziegel, Münzen
 und verschiedene
 Kleinfunde – erweitern
 unsere Kenntnisse
 zu dieser Fundstelle
 beträchtlich.



Nachlass Max Frey: neue alte Funde aus Sissach

Max Frey (1894–1979), Primar- und Gewerbelehrer in Sissach, hat sich Zeit seines Lebens stark für die archäologische Forschung eingesetzt. Er nahm an verschiedenen Grabungen teil – unter anderem auf der Sissacher Fluh, auf Bischofstein oder dem Burgenrain –, veröffentlichte mehrere Aufsätze zum Thema und ist so mitverantwortlich für die vergleichsweise hohe archäologische Fund- und Befunddichte um Sissach. Seine besondere Liebe galt aber dem Heimatmuseum Sissach.

Eigentlich war man der Meinung, sämtliche Funde der Sammlung Frey seien später in die Bestände der Archäologie Baselland überführt worden. Als die Leiterin des Heimatmuseums, Elsbeth Burkhardt, vor einiger Zeit jedoch begann, den Nachlass von Max Frey zu sichten, stiess sie gleich auf mehrere Kisten mit archäologischen Funden. Diese kamen nun im Berichtsjahr ebenfalls in den Besitz der Archäologie Baselland.

Eine erste Durchsicht des Bestandes zeigte, dass es sich vor allem um Funde von Sissach-Brühl (Spätlatènezeit), Bützenen (Römerzeit), Bischofstein (Mittel-

alter) sowie von der Homburg bei Läuelfingen (Neuzeit) handelt. Besonders wichtig sind die Funde aus dem römischen Gutshof in der Bützenen, über den erst wenig bekannt ist.

Bericht: Reto Marti

Max Frey, dritter von links mit Zigarette, vor einem Töpferofen der spätkeltischen Siedlung Sissach-Brühl (1935).





Konservierungslabor

Zu den Aufgaben des Konservierungslabors gehören einerseits Konservierungsmassnahmen an beweglichen Kulturgütern. Diese Arbeiten sind präventiv, das heisst es geht dabei darum, ein Objekt so zu behandeln und zu lagern, dass es auch in Zukunft erhalten bleibt. Andererseits werden Restaurierungen durchgeführt, die das Ziel haben, die Lesbarkeit etwa von korrodierten archäologischen Fundobjekten wiederherzustellen. Im Berichtsjahr wurden im Ressort Archäologie rund 550 Fundobjekte konservatorisch-restauratorisch bearbeitet. Bei 500 Eisenfunden wurden Röntgenbilder erstellt. Anschliessend behandelten wir diese mit der Natriumsulfit-Entsalzungsmethode.

Im Auftrag der Kantonsarchäologie Solothurn stellten wir ausserdem Kunststoffkopien von fünf hallstattzeitlichen Bronzeobjekten – Fibel, Kettengehänge – her. Diese Kopien dienen der Präsentation im Rahmen einer Ausstellung in Subingen im Kanton Solothurn.

Vom Umgang mit den einzelnen Fundgegenständen, von deren Ausgrabung auf dem Grabungsgelände bis hin zur konservatorisch-restauratorischen Bearbeitung im Konservierungslabor, berichtet Sabine Bugmann auf den nachfolgenden Seiten. In enger Zusammenarbeit zwischen Grabungsequippe, Fundabteilung und Konservierungslabor werden optimale Bedingungen geschaffen, damit eine fachgerechte Betreuung der archäologischen Funde stets gewährleistet ist.

Roland Leuenberger

<

Die archäologischen Funde werden auch während ihrer Bearbeitung im Konservierungslabor in klimastabilen Kunststoffbehältern gelagert.

Wichtig für die
Aufbewahrung
von Metallfunden:
Das Trockenmittel
Rubingel entzieht
der Umgebung die
Feuchtigkeit. Je
nach Sättigungsgrad
wechselt die Farbe von
Rot nach Orange.



Metallfunde – von der Ausgrabung ins Konservierungslabor

Die meisten archäologischen Metallfunde bestehen aus Eisen und Kupfer – zwei Metallen, die in der Natur nur selten in reinem Zustand vorkommen. In aufwändigen und energieintensiven Verfahren wurden die Erze seinerzeit in Metalle umgewandelt. Diese tendieren jedoch dazu, sich im Laufe der Zeit wieder in ihre stabilere und energieärmere Erscheinungsform des Erzes zurückzuwandeln.

Dieser Prozess wird bei der Bergung der Funde durch den Zutritt von frischem Luftsauerstoff und Luftfeuchtigkeit beschleunigt. Daher müssen die Metallfunde nach der Bergung so schnell wie möglich in Polyethylen- oder Polypropylenbeutel verpackt werden. Diese Beutel werden in Klimaboxen

Fragile Objekte wie diese Hülsenfibel aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. werden in speziell angefertigten Verpackungen aufbewahrt. Dabei ist wichtig, dass die verwendeten Verpackungsmaterialien altersbeständig sowie säure- und lösungsmittelfrei sind.



Zur Kontrolle der relativen Luftfeuchtigkeit werden Feuchtigkeitsindikatoren mit Messbereichen von 5% – 15% eingesetzt.

mit luft- und wasserdichten Verschlüssen gelegt. Zur Reduzierung der Korrosion werden so genannte Adsorbentien (Trocknungsmittel) wie zum Beispiel Rubingel dazugelegt. Diese nehmen das überschüssige Wasser auf, wodurch ein Klima mit weniger als 15% Luftfeuchtigkeit entsteht. Dies ist

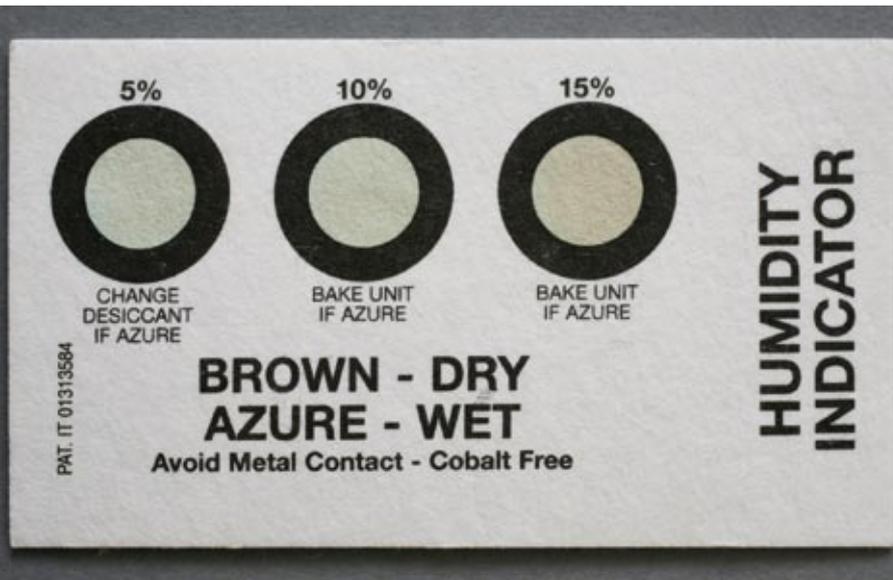
sehr wichtig, da Eisenfunde Chloride enthalten, die den Korrosionsprozess schon bei nur 15% relativer Luftfeuchtigkeit beschleunigen.

Durch die zusätzliche Zugabe eines Feuchtigkeitsindikators wird die Luftfeuchtigkeit in der Klimabox abgelesen. Zeigt der Indikator zu hohe Werte, werden die Adsorbentien ausgewechselt. Die alten, mit Feuchtigkeit angereicherten Mittel sind im Trockenschrank bei 80°C regenerierbar und dann wieder einsatzbereit.

Gut geschützt und verpackt kommen die Funde so ins Konservierungslabor. Dort werden alle Metallobjekte geröntgt und danach entsalzt. Bei diesem Prozess wird durch ein chemisches Verfahren, die so genannte Natriumsulfitreduktion, das Eisenchlorid entfernt. Dadurch wird eine Aufbewahrung auch bei höherer Luftfeuchtigkeit möglich.

>

Luftdichte Polypropylenboxen mit den archäologischen Funden, Feuchtigkeitsindikator und Trocknungsmittel.



Anschließend werden die Metallobjekte zusammen mit einem Archäologen beurteilt. Gezielt werden die wichtigeren Objekte ausgelesen, die ganz oder teilweise freigelegt werden müssen, sei es um die unter einer Korrosionsschicht verborgene Form zu dokumentieren, sei es um das Objekt für die wissen-

schaftliche Bearbeitung oder eine Ausstellung präsentabel zu machen. Nach der Restaurierung oder Konservierung wird das Objekt je nach Gefährdung in speziellen Boxen oder Beuteln aufbewahrt.

Bericht: Sabine Bugmann

Objekte mit Silberauflagen kommen in keramikbeschichtete Folien mit Indikator-tablette, Sauerstoff- und Schadstoffabsorber.





Gelterkinden,
Mühlstett. Die virtuelle
Rekonstruktion zeigt,
wie der Armring
ursprünglich ungefähr
ausgesehen hat.

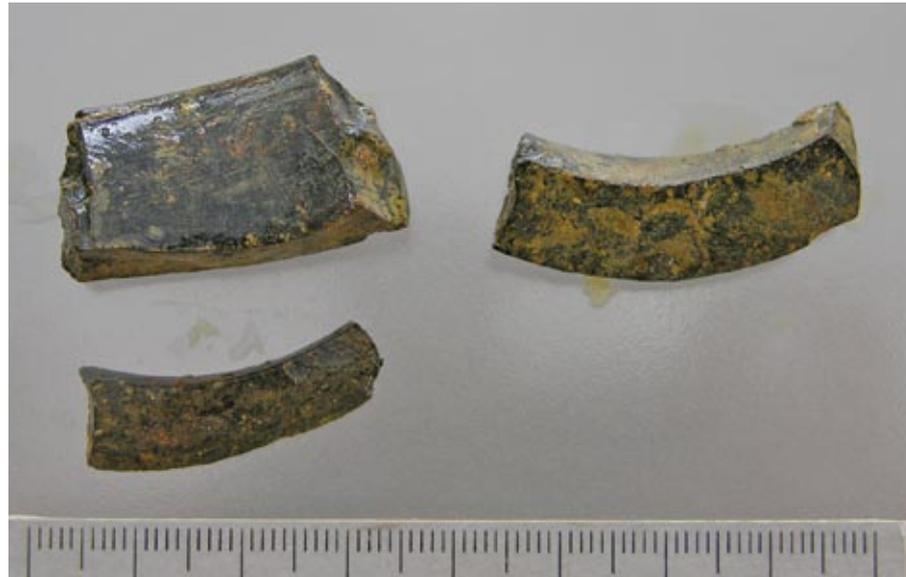
Braunschwarze Armingfragmente: Lignit, Gagat oder Sapropelit?

Einen Schwerpunkt der diesjährigen Feldarbeit bildete die Grabung Gelterkinden-Mühlstett, in der Siedlungsreste aus der jüngeren Eisenzeit und der Römerzeit dokumentiert werden konnten (Kapitel «Grabungen und Bauuntersuchungen»). Das umfangreiche Fundmaterial aus dieser Grabung ist noch längst nicht vollständig gesichtet. Unter den besonders fragilen Objekten, die nach der Auffindung zur Behandlung sogleich ins Konservierungslabor verfrachtet wurden, befinden sich jedoch drei Objekte, die aufgrund ihres besonderen Materials herausstechen.

Die drei holzähnlichen Fragmente kamen in einer länglichen Grube zum Vorschein, deren ursprüngliche Funktion sich nicht mehr erschliessen lässt. Weitere Funde aus dieser Grube verweisen das Ensemble in die Latènezeit. Schon auf der Grabung wurde erkannt, dass die Fragmente sofort im feuchten Fundzustand verpackt und so schnell wie möglich ins Konservierungslabor gelangen sollten.

Nach der Reinigung mit Ethanol und deionisiertem Wasser unter dem Stereomikroskop wurde klar, dass es sich um ein Objekt aus Kohlegestein handelt. Dieses Material entsteht in einem jahrmillionenlangen Prozess bei der Umwandlung von frischen Pflanzenresten in Kohle. Den Prozess bezeichnet

Die feuchten
Arming-Fragmente
im ungereinigten
Fundzustand.



Da entsprechende Spuren fehlen oder wegpoliert sind, ist unklar, ob der Armring gedreht oder geschnitzt wurde.

man als Inkohlung. Dabei erhöht sich der Kohlenstoffanteil des Materials durch Wärme und Druck.

Kohlegestein ist schwierig zu restaurieren, da schnell Trocknungsrisse entstehen. Aus diesem Grund wurden die Fragmente zusammen mit feuchtem Papier

in einen Polyethylenbeutel mit wenigen kleinen Öffnungen gesteckt und über Wochen langsam getrocknet. Trotz dieser schonenden Trocknung bildeten sich weitere Mikrorisse, weshalb das Objekt schliesslich mit einem wasserlöslichen Acrylharz gefestigt wurde.



Bei der Restaurierung stellte sich die Frage, um welche Art von Kohlegestein es sich hier handelt. In Frage kommen Gagat, Lignit oder Sapropelit. Bei der Durchsicht von Literatur und Internet wurde sehr schnell klar, dass eine hundertprozentige Materialbestimmung ohne zusätzliche naturwissenschaftliche Untersuchungen nicht möglich ist. Doch auch bestimmte Merkmale und Verwendungszwecke liefern Indizien. So stellte sich bei Untersuchungen an Objekten der Eisenzeit heraus, dass relativ oft Sapropelit verwendet wurde, da dieser regional weiter verbreitet ist.

Der Gagat wurde in der Eisenzeit eher für Perlen oder Nadelköpfe verwendet. Lignit hingegen besitzt einen geringeren Inkohlungsgrad, weshalb er als Werkstoff zum Schnitzen eher ungeeignet ist.

Bericht: Sabine Bugmann

Die restaurierten
und geklebten
Armringfragmente.



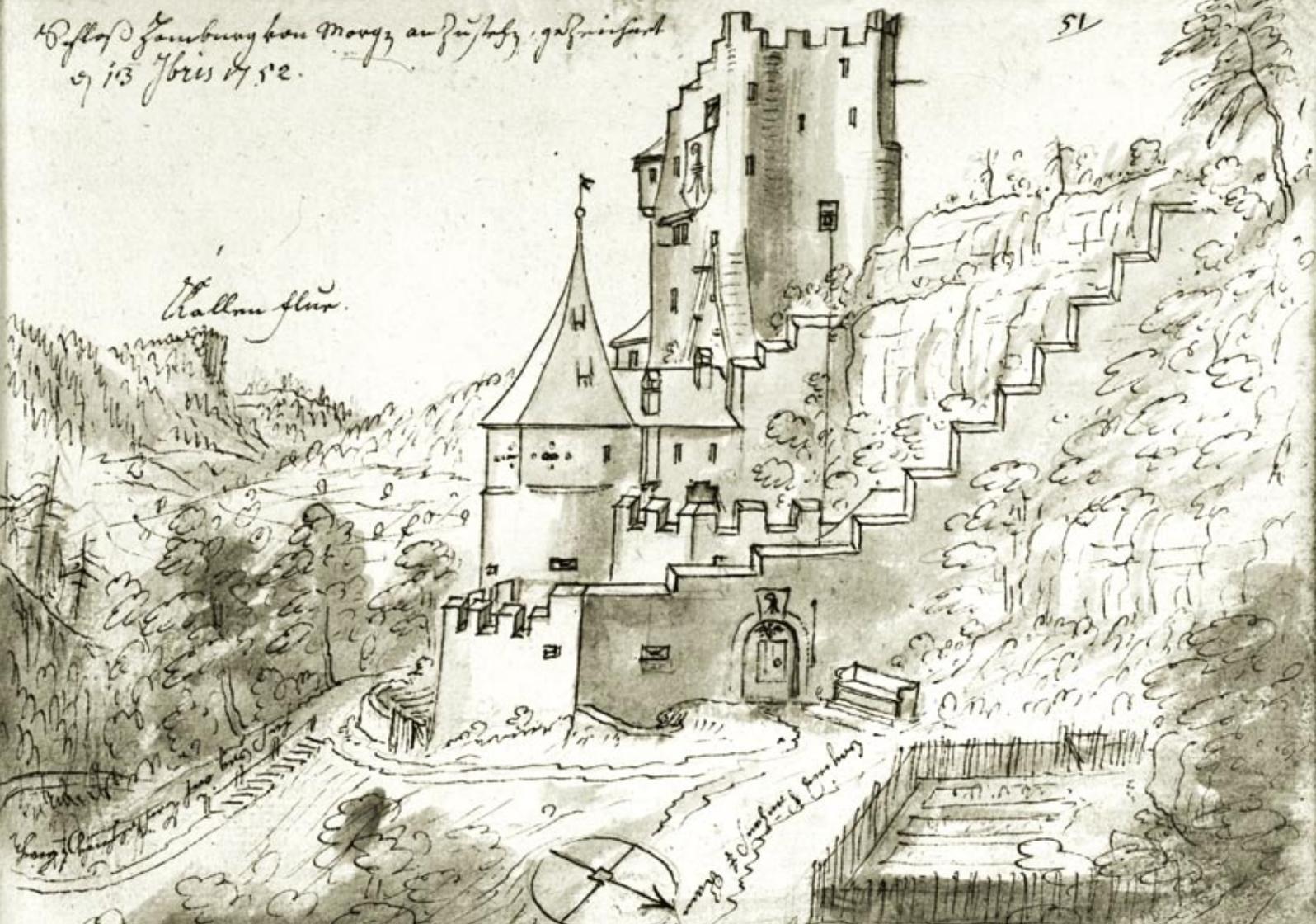
<

Auf der Oberfläche
zeigen sich tiefe Risse.

18. Hof Zamburg von Moryz an der Höhe, galznerisch
9. 13. Jhris 17. 52.

51

Walden flur.



Handwritten text in the bottom left corner, possibly describing the location or the drawing's context.

Handwritten text in the bottom right corner, possibly describing the location or the drawing's context.

Archäologische Stätten

Die Burgen hielten uns 2008 auf vielfältige Weise auf Trab. Schon Anfang des Jahres sorgte ein neuer «Schlossherr» in der Ruine Pfeffingen für einige Aufregung. Dann bewilligte der Landrat die Mittel zur längst fälligen Sicherung der Ruine Homburg, worauf die Arbeiten für das Grossprojekt in Angriff genommen werden konnten. Kleinere Reparaturen fanden im Sommer auf Schloss Waldenburg und auf der Farnsburg statt, wo das Grabungsteam einige Mauerschäden sanierte, sowie in der Ruine der römischen Villa von Munzach bei Liestal. Zum Jahresende hin überraschte uns die Gesellschaft Pro Wartenberg mit bereits begonnenen Sanierungsarbeiten auf dem Vorderen Wartenberg bei Muttenz (Kapitel «Ausgrabungen und Bauuntersuchungen»).

Einen weiteren Schwerpunkt bildete dieses Jahr die neue Beschilderung von ausgewählten archäologischen Stätten: auf der Homburg, der Farnsburg, bei der römischen Wasserleitung im Wölferhölzli in Füllinsdorf sowie in der «archäologischen Krypta» von Oberwil. Hinzu kam eine Neupräsentation der jungsteinzeitlichen Dolmengräber von Laufen, wo das bereits in bernischer Zeit rekonstruierte Grab von 1946 bei der Katharinenkirche um den Neufund des Jahres 2000 erweitert wurde (Kapitel «Auswertung und Vermittlung»).

Schliesslich wurde die Eintragung der historischen Wölbäcker in Ettingen (vgl. Jahresbericht 2007) in das Inventar der archäologischen Stätten und Zonen weiterverfolgt und eine Vorlage für den erforderlichen Regierungsratsbeschluss erarbeitet.

Michael Schmaedcke

<

Die Homburg bei Läuelfingen ist zur Zeit Gegenstand umfangreicher Sicherungsarbeiten. Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1752 (Kupferstichkabinett Basel).



Die südliche
Umfassungsmauer
wurde während der
Bauarbeiten unter
einem Behelfsdach
geschützt.

Läufelfingen, Homburg: Beginn der Sicherungsarbeiten

In seiner Sitzung vom 24. Januar 2008 genehmigte der Baselbieter Landrat einstimmig die im August 2007 von der Archäologie Baselland erarbeitete und von der Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion eingereichte Vorlage zum «Umgang mit und Sanierung von Burgen und Ruinen». Mit dem Beschluss sprach der Landrat einen Verpflichtungskredit von Fr. 2'870'000.– für die Jahre 2008 und 2009 für die Sicherungsarbeiten auf der Ruine Homburg.

Nach umfangreichen Vorarbeiten war damit der Weg frei, um das Projekt detailliert anzugehen. Zusammen mit dem Bundesexperten Dr. Lukas Högl und dem Bauingenieur Jürg Buchli wurde die Ausschreibung der Baumeisterarbeiten formuliert, wobei die zentrale Beschaffungsstelle der Baudirektion, die das formale Prozedere abwickelte, eine grosse Hilfe war. Es dauerte dennoch bis in den Juni, bis die Arbeiten ausgeschrieben werden konnten. Wichtig war uns, eine Firma mit Erfahrung im Bereich der Burgensanierung zu finden. Insgesamt

gingen sieben Angebote ein. Zwei kamen aufgrund der Qualifikationen in die engere Wahl. Den Zuschlag erhielt schliesslich die Arbeitsgemeinschaft der Firmen Sekinger AG und Erne AG aufgrund des günstigeren Angebotes. Am 21. Juli konnte mit den Bauarbeiten begonnen werden.

Der Zivildienstleistende Fabien Jaccoud birgt vor der Mauersanierung ökologisch wertvolle Pflanzenpolster.



Am Westzwinger wird der zerstörte äussere Mauermantel mit frostbeständigen Steinen neu aufgebaut.

Zunächst ging es an die Mauern im Westen und Süden der Unterburg. Das Konzept sah vor, die originale Bausubstanz – in diesem Fall das zu Beginn des 15. Jahrhunderts entstandene Mauerwerk mit den bis 1798 erfolgten Reparaturen – so weit als möglich zu erhalten und zu konservieren. Beim

Mauerwerk, das aus den Restaurierungen seit den 1930er Jahren stammte, sollte von Fall zu Fall entschieden werden, ob eine Reparatur oder ein Neuaufbau ökonomisch sinnvoller ist. Dadurch ergaben sich an verschiedenen Stellen unterschiedliche Lösungen. Der westliche Zwinger, dessen aktueller Bestand weitgehend von 1938 stammt, musste bis auf die unterste Steinlage, die noch Originalbestand zeigte, vollständig neu aufgebaut werden. In weiteren Bereichen der Westmauer der westlichen Vorburg konnte man sich auf die Erneuerung des stellenweise in Zerfall begriffenen äusseren Mauermantels und der Mauerkrone beschränken.

In der Südmauer war das Mauerwerk des frühen 15. Jahrhunderts in einigen Bereichen im Kern noch bis zu einem Meter über das Innenniveau hinaus erhalten. In den höher liegenden Partien war der Mauerkerne zwischen dem inneren und dem äusseren Mauermantel – beide modern ersetzt oder mit Zementmörtel ausgefügt – jedoch so stark aufgelöst, dass er nicht mehr zu retten war. Deshalb entschloss man sich, das geschädigte Mauerwerk bis auf Tiefen abzutragen, die eine ausreichende Festig-



keit besitzen, um den Aufbau einer neuen Mauerkrone zu ermöglichen.

Da der Mörtel des neu aufgebauten Mauerwerks zum Aushärten drei frostfreie Wochen benötigt, wurden die Maurerarbeiten im Herbst eingestellt. Anschliessend begannen die Vorbereitungen für die nächstjährige Kampagne, indem im östlichen Bereich schadhafte Mauerpartien abgebrochen wurden. Bei Aufräum- und Planierarbeiten im östlichen Vorfeld der Burganlage entdeckte man im Unterholz eine grössere Menge von Tenniker Muschelkalksteinen, die von einer Restaurierung in den 1960er Jahren übrig geblieben und in Vergessenheit geraten sind. Da sich diese qualitätvollen Steine ausgezeichnet für die im nächsten Jahr geplanten Arbeiten am Turm eignen, wurden sie auf die benötigten Grössen zugerichtet und für die Verwendung gelagert.

Für das Jahr 2009 ist in einem ersten Arbeitsschritt die Sicherung des Wohnturmes vorgesehen. Damit die Planung der durchzuführenden Arbeiten rechtzeitig vor Baubeginn Ende April/Anfang Mai abgeschlossen werden kann, wurde der Turm bereits im

November eingerüstet. Damit wurden alle Partien zugänglich, und es konnte mit der Schadensaufnahme begonnen werden. Als zweiter Schritt werden etwa ab Juli 2009 die Sicherungsarbeiten an der nördlichen Umfassungsmauer und am Bollwerk an der Südseite in Angriff genommen.

**Ein wertvoller Fund:
Depot von Tenniker
Muschelkalksteinen aus
den 1960er Jahren.**



Johannes Häusermann
beim digitalen
Dokumentieren
von freigelegtem
spätmittelalterlichem
Mauerwerk.

Bereits im April begann die tachymetergestützte fotografische Erfassung des vorhandenen Baubestandes (Kapitel «Grabungen und Bauuntersuchungen»). Auch während der Bauarbeiten wurden die zu Tage tretenden Baubefunde kontinuierlich festgehalten. Dies dient einerseits der Dokumenta-

tion des noch vorhandenen Baubestandes, der zum Teil durch die Bauarbeiten zerstört oder nach Abschluss der Arbeiten nicht mehr sichtbar sein wird. Andererseits sind die dabei gewonnenen Informationen wichtig für die Baugeschichte. Sie sollen nach Abschluss der Arbeiten ausgewertet werden und unsere Kenntnisse über die Burg erweitern.

Auch die neu aufgebauten oder veränderten Bauteile müssen anschliessend fachgerecht dokumentiert werden, damit den nachfolgenden Generationen, die sich weiter um den Unterhalt und den Bestand der Burg werden sorgen müssen, genau bekannt ist, welcher Zustand anlässlich der Sicherungen 2008/2009 geschaffen wurde.

Projektleitung und Bericht: Michael Schmaedecke
Januar bis Dezember 2008





links:
Harter
Dokumentations-
alltag. Der Aufstieg
zum eingerüsteten
Wohnturm im
bitterkalten Winter ...

rechts:
... wurde manchmal
belohnt durch eine
prächtige Fernsicht.
Hier der Blick auf
Läufelfingen und das
über den Jurakamm
schwappende
Nebelmeer des
Mittellandes.

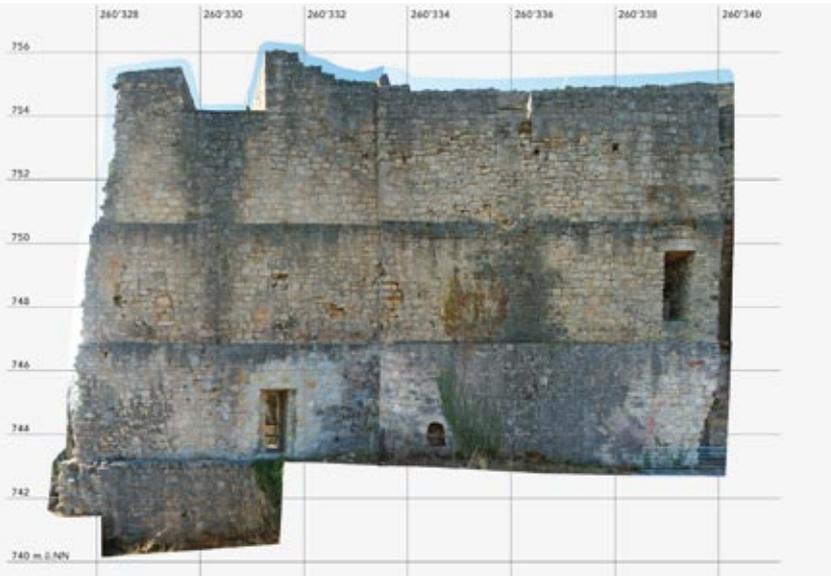
Farnsburg: Nachbesserungen, Dokumentation und Information

Farnsburg. Mit dem Tachymeter eingemessene und digital entzerrte Fotografie der Schildmauer.

Im Frühjahr wurde auf der Farnsburg in den 2002 und 2003 wiederhergestellten Kellerräumen des Korn- und Wachthauses ein neuer Bodenbelag aus Mergel eingebracht. Ausserdem machten Ausbrüche an der Barbakane im Vorfeld der Burganlage sowie

an den Resten des blauen Turmes im Burginnern Reparaturarbeiten erforderlich, die Mitarbeiter des Grabungsteams im Juli 2008 durchführten. Gleichzeitig wurde die Innenseite der Schildmauer fotografiert und exakt vermessen, so dass nun für künftige Arbeiten an der Mauer eine zuverlässige Plangrundlage vorliegt.

Im April wurden im Eingangsbereich zwei neue Informationstafeln montiert. Die alten Tafeln aus der Zeit der Sanierungsarbeiten 1936 waren, obgleich



sie durch ihre Altertümlichkeit unbestreitbar einen gewissen Reiz besaßen, im Laufe der Jahre durch unzählige Inschriften und mutwillige Beschädigungen unansehnlich geworden. Dadurch war das Dargestellte kaum mehr zu erkennen.

Die beiden neuen Tafeln entsprechen den alten: ein Plan mit Einzeichnung der Gebäude und eine historische Ansicht der Burg von Emanuel Büchel aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Sie sind im Stil der neuen Generation von Informationstafeln gehalten,

Mitarbeitende des Grabungsteams führen kleinere Mauersanierungen aus.



**Neue Informations-
tafel: Anhand einer
Zeichnung von
Emanuel Büchel (um
1750) wird die Anlage
der Burg erklärt.**

wie sie die Archäologie Baselland bereits an mehreren anderen wichtigen archäologischen Stätten aufgestellt hat.

Die neuen Tafeln werden den interessierten Besucherinnen und Besuchern die Orientierung in der

Ruine erleichtern und ihnen eine Vorstellung vom früheren Aussehen der Burganlage vermitteln. Die Kosten für den Druck der Tafeln übernahm in verdankenswerter Weise die Baselbieter Odd Fellow's Loge 36.

- | | |
|-------------------------|----|
| Vortor | 1 |
| Bollwerk | 2 |
| Haupttor | 3 |
| Kornhaus | 4 |
| Bettler- oder Hundsturm | 5 |
| Blauer Turm | 6 |
| Lange Stiege | 7 |
| Palas | 8 |
| Kapelle | 9 |
| Amtshaus | 10 |
| Dienstmannenhaus | 11 |
| Schildmauer | 12 |
| Ringmauer | 13 |



Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Projektleitung und Bericht: Michael Schmaedecke
April und Juli 2008

Zivi David Brönnimann
(links) und Mustafa Ali
Uslu (rechts) anlässlich
der Unterhaltsarbeiten.



links:
Pfeffingen, Schloss.
Die Absperrung,
die Besucher vor
drohendem Steinschlag
schützen sollte, wurde
sinnlos zerstört.

rechts:
Der selbst ernannte
«Schlossherr»
hatte sich in einer
Fenster­nische eine
mehr oder weniger
gemütliche Bleibe
ingerichtet.



Pfeffingen, Schloss: Vandalen und ein neuer «Schlossherr»

Das Jahr 2008 begann mit einem kuriosen Vorfall: Von der Gemeindeverwaltung Pfeffingen kam die Meldung, dass sich im Wohnturm der Ruine Pfeffingen ein «Vagabund» häuslich eingerichtet habe. Da die Archäologie Baselland als Hausherrin der in Kantonsbesitz befindlichen Ruine fürchten musste, dass der Mann durch herabfallende Steine zu Schaden käme, musste rasch gehandelt werden. Denn im Jahr zuvor waren auf der Krone des Wohnturms zahlreiche lockere Steine festgestellt worden, so dass das Turminnere bis zur Durchführung von Sicherungsarbeiten durch eine Barriere sowie Warn- und Verbotsschilder abgesperrt werden musste (Jahresbericht 2007).

Der Mann zeigte sich zunächst uneinsichtig und glaubte, als Bürger des Kantons Baselland ein Recht für den Aufenthalt in der Burgruine zu besitzen. Mit Hilfe der Rechtsabteilung der Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion sollte der Mann, der sich inzwischen mit einem Türschild als «Schlossherr ***» (Name bekannt) bezeichnete, zum Verlassen der Ruine aufgefordert werden. Nach einem Gespräch mit dem Pfeffinger Gemeindeverwalter ist er

dann jedoch von alleine wieder in seine Stadtwohnung umgezogen, so dass auf juristische Schritte verzichtet werden konnte.

Mit einem Strafantrag gegen Unbekannt musste wenig später aber dennoch eine juristische Massnahme erfolgen. Unbekannte hatten die Absperrung vor dem Burgturm mit stupider Brachialgewalt aus der Verankerung gerissen und zerstört, so dass sie nahezu vollständig ersetzt werden musste.

Bericht: Michael Schmaedecke

Hightech auf
Munzacher Wiesen.
Mittels hoch
empfindlicher Sensoren
misst Manuel Buess
geringste Anomalien
des Erdmagnetismus.
Diese weisen auf im
Boden verborgene
Strukturen hin.



Liestal, Munzach: Blick in ungegrabenen Boden und eine neue Treppe

Manuel Buess, Archäologe an der Universität Bern, spezialisierte sich in den letzten Jahren auf geophysikalische Prospektionsmethoden. Auf der Suche nach Messobjekten gelangte er an die Archäologie Baselland. Das Areal des römischen Gutshofs von Munzach wurde für einen Testlauf ausgewählt.

In einem intensiven, eintägigen Feldeinsatz wurden sechs noch nicht überbaute Areale im Innern und westlich des Gutshofes untersucht. Zum Einsatz kamen Magnetometrie und Elektrowiderstandsmessungen.

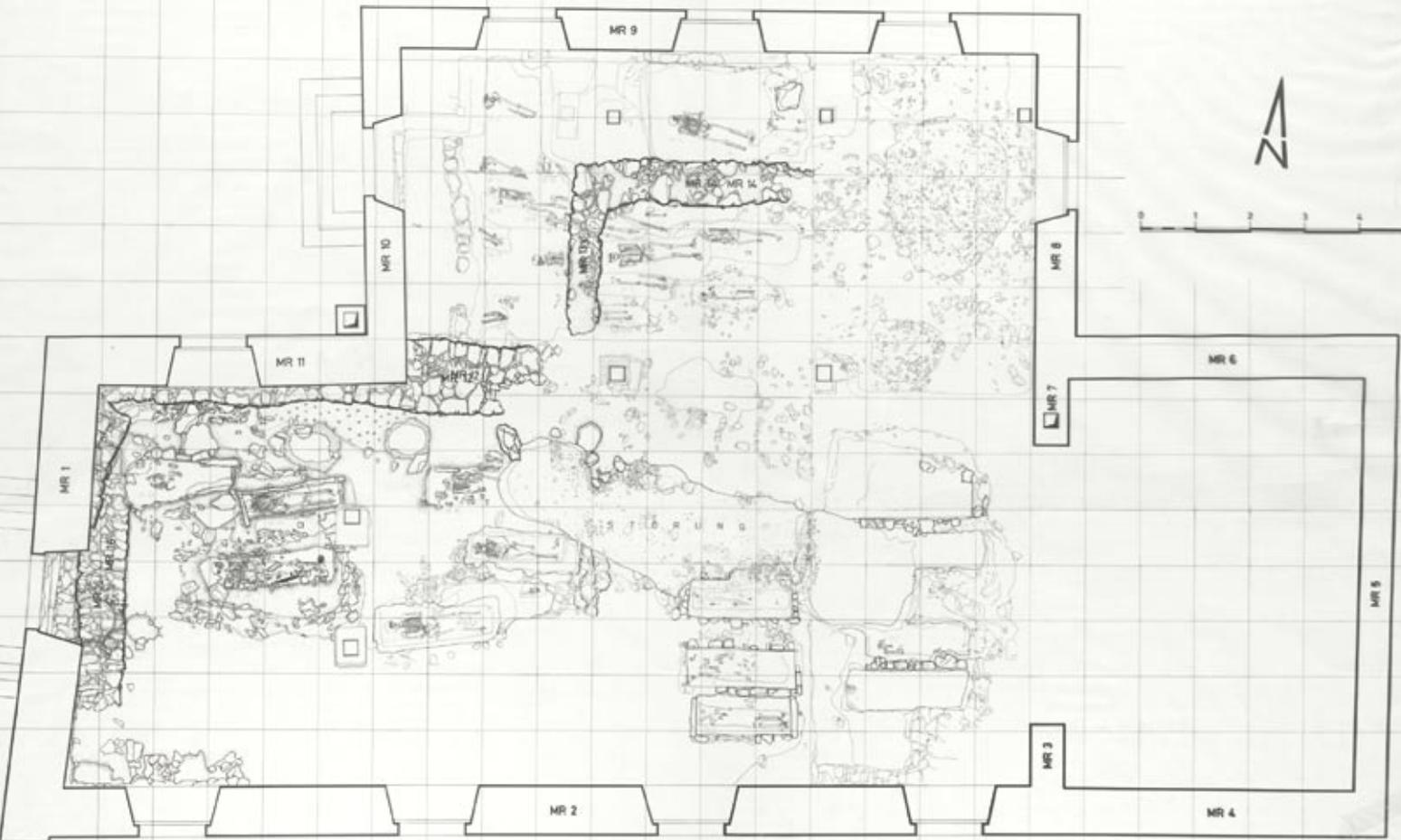
Die Analyse der Messergebnisse erbrachte leider nur wenig konkrete Hinweise. Die geomagnetischen Messungen hatten mit zahlreichen Störfaktoren – unter anderem der nahen Eisenbahnlinie – zu kämpfen. Die Erdwiderstandsmessungen wiederum können nur grössere Strukturen in geringer Tiefe aufzeigen. Dennoch ergab die Prospektion ein paar Verdachtsmomente, wo zukünftige Grabungen werden zeigen müssen, was genau dahinter steckt. Manuel Buess sei an dieser Stelle für seinen grossen Einsatz im Dienste der Forschung gedankt!

Örtliche Leitung: Johannes Häusermann
Prospektion: Manuel Buess, Institut für Archäologie des Mittelmeerraums, Universität Bern
Bericht: Reto Marti
Juli 2008

«Es geht etwas»: Im Berichtsjahr wurde die marode, gefährlich gewordene Portikus-treppe der Villa Munzach saniert.



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23

Dokumentation und Archiv

Die Archäologie Baselland verfolgt seit ein paar Jahren konsequent das Ziel, ihr Archiv der Grabungsdokumentationen zu digitalisieren beziehungsweise Neueingänge gleich digital herzustellen. Durch die Digitalisierung lassen sich die Aktenstücke nicht nur einfacher langfristig sichern. Die Digitalisate sind auch besser erschliessbar und vor allen Arbeitsplätzen aus zugänglich, was die tägliche Arbeit enorm erleichtert und die Originale schont.

Nach der Digitalisierung des Diaarchivs konnte 2008 die Sicherung des Planarchivs in Angriff genommen werden. Dies ergibt neue Perspektiven, nicht nur weil der Umgang mit den zum Teil unhandlich grossformatigen Originalen jeweils sehr mühsam ist, sondern auch weil die zur Aufbewahrung nötigen Planschränke im ohnehin schon engen Archiv viel Platz versperren.

Auch die Entwicklung des Datenbanksystems ADAM blieb nicht stehen. Neben einer weiteren Optimierung der Arbeitsprozess-Unterstützung galt unser Augenmerk der Ausrichtung auf Dokumentationsstandards, die es ermöglichen, Daten in Zukunft anderen Fachstellen im In- und Ausland, aber auch in Internetportalen zur Verfügung zu stellen. Unterdessen beginnt sich der Kreis der Kantonsarchäologien, welche die zusammen mit der Römerstadt Augusta Raurica und Joanneum-Research in Graz entwickelte Software-Lösung übernehmen wollen, erfreulich zu erweitern. Bereits hat sich die Kantonsarchäologie Luzern zur Anschaffung entschieden. Vertreter weiterer Kantonsarchäologien waren zu Besuch und haben das Programm genau unter die Lupe genommen.

Reto Marti

<

Grossformatige Pläne wie derjenige der Grabungen in der Kirche Buus von 1991 sind für die alltägliche Arbeit zu unhandlich. Seine Digitalisierung sichert ihn nicht nur für die Zukunft, sondern lässt seine Dimensionen von 147 x 94 cm auf «handliche» 328 Megabytes schrumpfen.

Die grossformatigen
Pläne werden in
Planschränken
hängend gelagert.
Das Auffinden eines
Plans wird durch gut
trainierte Zehenspitzen
wesentlich erleichtert.



Planarchiv: Ende der «Fitnessübungen»

Seit über 100 Jahren werden archäologische Befunde und Funde zeichnerisch dokumentiert. Je nach Vorgesichte und Talent der Zeichner wurde minutiös mit feinstem Bleistift oder Tusche kartiert, mit Farbstift möglichst originalgetreu koloriert oder gar schwungvoll und grosszügig mit Ölkreide oder Kohlestift auf Packpapier skizziert. Seit den 1970er Jahren zeichnete man Befunde dann meist einheitlich mit Bleistift und Farbe auf Millimeterpapier. Diese Papierbogen hatten in der Regel die Grösse des mobilen Zeichnertisches, also ca. 50 x 70 cm.

Um etwa bei grossflächigen Kirchengrabungen den gesamten Gebäudegrundriss im Massstab 1:50 oder gar 1:20 zeichnen zu können, waren natürlich mehrere dieser Blätter nebeneinander nötig. Nach Grabungsende wurden diese einzelnen Papierbogen dann mit Tusche auf eine grossformatige Folie durchgezeichnet und so zu einem einzigen Grundrissplan zusammengesetzt. So entstand die Vorlage für die verschiedenen Befund- und Bauphasenpläne, die man anschliessend bei der Auswertung erarbeitete.

In den vergangenen fast 40 Jahren kamen so mehrere tausend Pläne und Zeichnungen unterschiedlicher Grösse zusammen, die in speziellen Hängeschränken archiviert wurden. Darin liessen sich Blätter bis zu einer Grösse von 120 x 150 cm oder gefaltet sogar doppelt so gross an breiten Trägerstreifen aufhängen. Das Ein- oder Umordnen solcher «Leintuchpläne» gestaltete sich aber recht mühsam. Die Schränke wurden nämlich durch Hochklappen des Deckels und Schrägstellen der Vorderwand einen Spalt weit geöffnet. Durch diese schmale Öffnung mussten die Pläne von oben herab eingefügt werden. Dabei konnte es durchaus passieren, dass mehrere Trägerstreifen von ihrem Haltebügel rutschten und auf dem Boden des Planschranks landeten. Das Herausholen der abgestürzten Pläne ähnelte dann stark der Zirkusvorstellung eines Schlangenmenschen.

In den späten 1980er Jahren hatte man sich dann darauf geeinigt, die zeichnerischen Aufnahmen im Feld grösstenteils auf Format A4 bis maximal A3 zu begrenzen. So konnten die Zeichnungen bequemer und gemeinsam mit der übrigen schriftlichen und

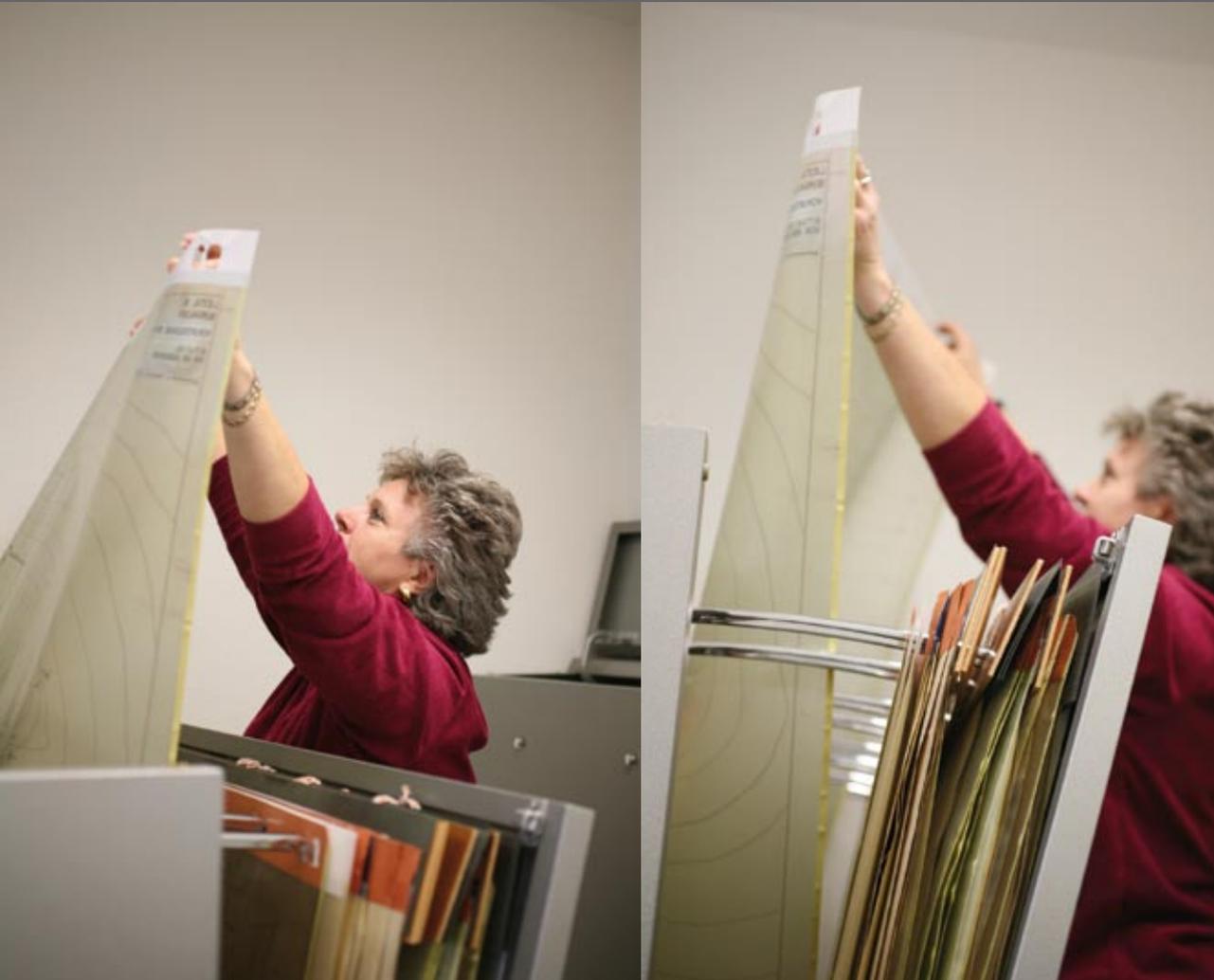
Wird ein Plan
gebraucht, muss
man ihn sorgfältig
zwischen den
«Chromstahl-Zähnen»
des Archivschrankes
emporhieven

photografischen Dokumentation in Bundesordnern archiviert werden. Wegen der vielen nahtlos aufeinanderfolgenden Notgrabungen der letzten Jahre fehlte anschliessend meist die Zeit zur Anfertigung der Gesamtpläne und für eine detaillierte Auswertung. So war in letzter Zeit der Zuwachs in den Planschränken nicht mehr allzu gross.

Jetzt scheinen die Tage der Turnübungen im Planarchiv aber tatsächlich gezählt zu sein. Im Anschluss an die digitale Sicherung des Diaarchives haben wir nun nämlich mit dem systematischen Digitalisieren des Planarchives begonnen. In erster Linie dienen diese Digitalisierungen der Langzeitsicherung des archäologischen Archives. Zusätzlich sind die digitalen Pläne aber auch einfacher erschliessbar. Zukünftig kann auch bei Auswertungen von älteren Grabungen genauso digital gearbeitet werden, wie dies mit den bereits im Feld digital erstellten Grabungsplänen der allerjüngsten Generation möglich ist.

Bericht: Barbara Rebmann





Das Herausnehmen besonders grossformatiger Pläne erfordert eine bestimmte Körpergrösse und verleitet zu akrobatischer Spitzenleistung. Und das Versorgen gestaltet sich keineswegs einfacher.

Der Einsatz von Tachymeter und CAD am Beispiel der römischen Wasserleitung in Füllinsdorf: Im Feld vermessene Objekte lassen sich als lagerichtige Rekonstruktionen dreidimensional darstellen.



Der Einsatz von Tachymeter und CAD auf Ausgrabungen und Bauuntersuchungen

Das digitale Zeitalter hält seit einiger Zeit in den Ausgrabungen und Bauuntersuchungen der Archäologie Baselland Einzug. Dazu gehört auch der Einsatz des Tachymeters, mit dem sich Objekte schnell, genau und dreidimensional einmessen lassen.

Die robusten Vermessungsgeräte messen bis auf eine Distanz von 80 Metern mittels Laserstrahl Winkel und Distanz von angezielten Punkten. Dabei kommen sie ohne Reflektor aus, das heisst, es braucht keine zweite Person, die den Messpunkt mit einem Zielstab anvisiert. In einem angeschlossenen Notebook werden die Messresultate in Landeskoordinaten mit Meereshöhe umgerechnet. Die gemessenen Objekte können direkt vor Ort auf dem Notebook in einem CAD-Programm betrachtet und somit auch kontrolliert werden.

Nebst der Aufnahme von dreidimensionalen Grabungsbefunden im Gelände ergeben sich durch die Kombination von Tachymetervermessung und CAD noch zahlreiche weitere Möglichkeiten in der Dokumentation:

- Fotogrammetrische Entzerrungen von Fassaden und Flächen
- Einrichten von Vermessungsnetzen auf Grabungen
- Abstecken von Grabungsflächen
- Erstellen von Gesamtplänen von abgeschlossenen Grabungen

Sarah Hänggi am Tachymeter in der archäologischen Krypta der Kirche St. Peter und Paul in Oberwil.



Mehr als ein «cooles Outfit»: die Spezialbrille erlaubt, den Laserstrahl des Tachymeters auch bei Tageslicht zu sehen.

- Dreidimensionale Rekonstruktionen
- Generieren von Höhenmodellen

Ein weiterer Vorteil ist, dass archäologische Objekte und Befunde nicht in einem bestimmten Masstab aufgenommen werden müssen, sondern dass jeder

gewünschte Masstab vor dem Ausdrucken beliebig gewählt werden kann. Die Objekte sind in der Aufnahme «echt» dreidimensional und nicht flach wie auf Papierzeichnungen. So lassen sich Betrachtungswinkel auch nachträglich noch ändern.

In der Praxis wird auf den Grabungen und Bauuntersuchungen eine Mischung von konventionellen Hand- und CAD-Zeichnungen eingesetzt – je nach gewünschter Fragestellung an das aufzunehmende Objekt.

Durch den Einsatz eines Standardsystems mit weit verbreiteter Software und gängigen Dateiformaten ist ein Austausch von Daten und Know-how mit anderen Fachstellen stets gewährleistet. Kurz: Der Einsatz von CAD und Tachymeter eröffnet der Archäologie Baselland neue Möglichkeiten, die ein effizienteres Arbeiten ermöglichen und letztendlich der Dokumentation und der Auswertung von archäologischen Befunden zu Gute kommen.

Bericht: Jan von Wartburg





Durch die Fotoentzerrung können Objekte – hier die Schildmauer der Farnsburg – masstabsgerecht dokumentiert werden.

links: Originalaufnahme
rechts: entzerrtes Bild



Auswertung und Vermittlung

Die Vermittlung neuer Forschungsergebnisse an eine breite Öffentlichkeit ist nicht einfach nur eine Aufgabe, sondern ein wesentliches Ziel der Archäologie Baselland. Auch im Jahr 2008 fanden diesbezüglich zahlreiche Aktivitäten statt wie Vorträge, Führungen, kleine Ausstellungen oder die Beschilderung archäologischer Stätten. Viele Events wären ohne das grosse persönliche Engagement der Mitarbeitenden nicht denkbar. Denn in Anbetracht der knappen personellen Kapazitäten sind solche Einsätze oder auch deren Vorbereitung oft nur an Wochenenden, in der Freizeit, möglich.

Ein speziell gelungenes und viel versprechendes Projekt war «Una kam nur bis Nenzlingen», eine Wanderausstellung für Sekundarschulen. Speziell war nicht nur das Konzept, sondern auch die Zusammenarbeit mit der Hauptabteilung «Kulturelles», die im Rahmen ihres Programms «Kulturelles in Schulen» (Kis.BL) die Koordination übernahm und eine Fachkraft finanzierte, welche die Ausstellung in den Schulen betreute. Der Verantwortlichen von Kis.BL, Anne Schöfer, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Neben diesem grösseren Projekt gab es zahlreiche kleinere. Einige Beispiele: Anita Springer gestaltete im Rahmen des Denkmaltages eine gut besuchte Ausstellung über die Bauuntersuchung im Imhofhaus in Binningen. Jürg Tauber hielt an einer Tagung über Geschichte und Archäologie in Zürich einen Vortrag über Liestals archäologische Quellenlage im Mittelalter. Michael Schmaedcke präsentierte einen Volkshochschul-Kurs und mehrere Vorträge zu Burgen des Baselbiets. Reto Marti, Jürg Sedlmeier und Jürg Tauber referierten im Rahmen der grossen Basler Archäologie-Ausstellung «Unter uns».

Reto Marti

Vergangenheit an die Zukunft vermittelt:
Christine Gugel erklärt anlässlich eines Töpferofen-Experiments in Reinach einem jungen Publikum die Besonderheiten frühgeschichtlicher Keramik.

Magistrale
Unterstützung für ein
spannendes Projekt:
Regierungsrat Urs
Wüthrich-Pelloli
im Gespräch mit
Anne Schoefer
(Kulturelles BL) und
Reto Marti anlässlich
der Vernissage im
Sekundarschulhaus
Fröschmatt in Pratteln.



«Una kam nur bis Nenzlingen»: Die Archäologie zu Besuch in Schulen

Wieso hat es Una, die Jägerin und Sammlerin aus der Mittelsteinzeit, nur bis nach Nenzlingen geschafft? Was hat es mit dem Rabenvogel von Attos Kindern auf sich? Wieso blickt Lucius Paternus, der reiche Gallorömer, so griesgrämig in die Welt? Weshalb ist die zarte Bathilde so vornehm gewandt? Und hat der edle Hermann von W. Hände und Kopf wegen eines Unfalls einbandagiert?

Die Archäologie Baselland begeht neue Wege bei der Vermittlung ihrer Forschungsergebnisse: mit einer Wanderausstellung für Schulen. Zielpublikum sind dabei Kinder der Sekundarstufe – und ihre Lehrer. Der Ansatz: Fiktive Personen aus Ur- und Frühgeschichte und Mittelalter zeigen, wie man in früheren Zeiten in unserem Gebiet gelebt hat. Die Figuren sind fiktiv, ihre Geschichte basiert jedoch auf realen Funden. Ausgangspunkt bildete nämlich jeweils ein detailliert untersuchter Grabfund.

Die Gräber lieferten die Grundlage für die Rekonstruktion der bestatteten Personen, ihrer Bekleidung und Lebensumstände. Ziel war zum einen ein lebensgrosses Bild der jeweiligen Person und zum anderen eine fiktive Geschichte aus ihrem Leben. Hinzu kamen Erläuterungen zur jeweiligen Epoche

Jede Stele zeigt auf der einen Seite die lebensgrosse Figur einer Person aus der Baselbieter Ur- und Frühzeit.



Die Hauptpersonen
der Ausstellung: Una,
Attos Kinder, Lucius
Paternus Severus,
Bathilde und
Hermann von W.

sowie eine Diashow mit Bildern von bedeutenden Fundstellen und Funden der Archäologie Baselland, Verbreitungskarten und Rekonstruktionen, die eine Idee geben sollten, wie man sich die Menschen und ihre Siedlungen in den früheren Zeiten vorzustellen hat.

Präsentiert wurde das Ganze auf zwei Meter hohen Stelen, vorzugsweise in Pausenhallen oder an anderen stark begangenen Plätzen in Schulen. So hatten die Schülerinnen und Schüler die Gelegenheit, ihren Urvorfahren jederzeit quasi auf Augenhöhe zu begegnen. Die eindrücklichen Portraits dazu schuf



der bekannte belgische Künstler und wissenschaftliche Illustrator Benoît Clarys nach unseren Angaben.

Fünf Stelen kamen auf diese Weise zusammen, je eine für die Steinzeiten, die Metallzeiten, die Römerzeit, das Frühmittelalter und das Mittelalter. Hinzu kam eine sechste Stele, die in derselben Aufmachung ins Heute führte und Grundlagen und Arbeitsweise der Archäologie Baselland aufzeigte.

Eine kleine Vitrine mit Funden rundete die Ausstellung ab. Die Funde waren jedoch nicht beschriftet. Die jungen Besucherinnen und Besucher sollten sich vielmehr selber in die Lage der Archäologen versetzen und die Objekte anhand des in der Ausstellung Gezeigten zu bestimmen und zu datieren versuchen – ganz so, wie wenn das Objekt in einer Baugrube frisch zum Vorschein gekommen wäre.

Das Konzept für die schlicht gehaltene Low-Cost-Ausstellung wurde in weiten Teilen von Pit Schmid erarbeitet. Die handwerkliche Umsetzung realisierte Mauro Talamini aus Basel. Texte und Bilder wurden von der Firma Creaplot, Münchenstein, direkt auf die Holzplatten gedruckt, aus denen danach die

Die Lebensbilder entstanden in Zusammenarbeit mit dem bekannten belgischen Illustratoren Benoît Clarys.



Eine Diashow mit 400 Bildern präsentierte wichtige Funde, Rekonstruktionen und Fundstellen: hier die Schauenburger Fluh.

Stelen zusammengesetzt wurden. Eine Herausforderung war die Transportierbarkeit der Ausstellung: Die Stelen mussten auf arretierbaren Rollen stehen, in einem Kleinlastwagen unterkommen, den die kantonale Schul- und Büromaterialverwaltung zur Verfügung stellte, und durch die Türöffnungen der

diversen Schulhäuser passen. Besonders letzteres ge-
reichte zur eigentlichen Herausforderung.

Sehr wichtig für den Erfolg der Ausstellung war die Zusammenarbeit mit der Hauptabteilung Kulturrelles, die «Una» in ihr Programm «Kulturelles in Schulen» (K1s.BL) aufnahm. Die Programmleiterin Anne Schöfer übernahm nicht nur die Koordination mit den Schulen. K1s.BL finanzierte darüber hinaus eine Begleitperson, welche die Ausstellung in den Schulen einführte, die Lehrkräfte betreute und den Schulklassen an vereinbarten Terminen Führungen anbot. Mit Debora Schmid, Basel, war die ideale Betreuerin dieser Aufgabe rasch gefunden.

Die Analyse der Feedbackbogen zeigt, dass das Projekt «Una» ein voller Erfolg war. In den betreffenden Schulen gab es kaum einen Schüler oder eine Schülerin, die die Ausstellung nicht gesehen hätte! Damit gehört sie quasi zu den bestbesuchten kulturgeschichtlichen Ausstellungen des Jahres. Die meisten



Besucher haben sich durch sämtliche 400 Diabilder «durchgeklickt». Verschiedene Lehrpersonen haben zudem ihr Interesse angemeldet, eine Ausstellung dieser Art auch einmal in ihrer Schule zu zeigen.

Das Projekt «Una» passt perfekt in die Strategie der Archäologie Baselland, mit minimalen Mitteln eine möglichst grosse Zahl von Menschen zu erreichen und diese auf die Anliegen der Archäologie hinzuweisen. Besonders vielversprechend ist dabei der Ansatz, archäologische Themen mit dem Bildungsangebot der Schulen zu kombinieren. Hier eröffnen sich spannende Perspektiven für die Zukunft. Die Archäologie kann hier ihre Stärke als besonders anschauliche Form der Geschichtswissenschaft in idealer Weise ausspielen.

Ein Jahr lang war die Ausstellung «Una» nun auf Wanderschaft; jetzt ist sie zu Ende. Wenn Sie wissen möchten, was Una, Attos Kinder, Lucius Paternus Severus, Bathilde und Hermann von W. erlebt ha-

ben, ist es jedoch nicht zu spät. Interessierte finden unter www.archaeologie.bl.ch, Rubrik «Museum», mehr zu Una & Co., unter anderem sämtliche Texte und Arbeitsblätter zur Ausstellung.

Bericht: Reto Marti

Objektfotos rundeten die Ausstellung ab: frühmittelalterliche Gürtelschnalle aus Aesch.



Auf der Anhöhe der Rütihard schlugen Jäger und Sammler regelmässig ihr Lager auf. Das digital rekonstruierte Lebensbild aus der Mittelsteinzeit (7500 v. Chr.) wurde speziell für die Ausstellung «Unter uns» entworfen (Digitale Archäologie/ Freiburg i. Br.; Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt; Historisches Museum Basel).



«Unter uns» – Archäologie in Basel mit Baselbieter Beteiligung

Unter dem Titel «Unter uns – Archäologie in Basel» eröffneten unsere Kolleginnen und Kollegen der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt und des Historischen Museums Basel Ende September eine temporäre Ausstellung, die einen ausgezeichneten Überblick über den Basler Raum von den Anfängen in der Urgeschichte bis ins ausgehende Mittelalter gibt.

Obwohl sich die Präsentation ganz auf das Gebiet des Stadtkantons bezieht, blieb das Umland nicht ganz aussen vor: Zum einen beherbergt das Historische Museum Basel bedeutende urgeschichtliche Funde aus dem Baselbiet, etwa diejenigen aus der Muttenser und der Pratteler Hard, welche die Fundarmut der älteren Eisenzeit in Basel ideal überbrücken. Zum anderen waren mit Jürg Sedlmeier und dem Schreibenden auch zwei Mitarbeiter der Archäologie Baselland eingeladen, für die gewichtige Begleitpublikation Beiträge zur Alt- und Mittelsteinzeit sowie zum Frühmittelalter zu verfassen.

Der Schreibende hatte zudem die Gelegenheit, seine Sicht der Vorgänge während der «Dark Ages», der angeblich so finsternen Zeit des frühen Mittelalters, in einem gut besuchten, ausstellungsbegleitenden Kurs der Volkshochschule beider Basel darzulegen.

Bericht: Reto Marti

Eisenzeitliche Grabbeigaben aus der Pratteler Hard, aufbewahrt im Historischen Museum Basel (Foto Peter Portner).



Freiwillige vor!
Damit das Feuer
im Töpferofen
die erforderliche
Temperatur erreicht,
muss das Brennholz
fein aufgespalten
werden. In Aktion: Pit
Schmid, Carolin Keim
und der Schreibende
(von rechts).



Heimatmuseum Reinach: ein fast geglücktes Töpferofenexperiment

Schon mehrmals hat die Archäologie Baselland in den vergangenen Jahren versucht, dem frühmittelalterlichen Töpferhandwerk auf die Schliche zu kommen. Die archäologischen Zeugnisse aus der damaligen Zeit sind zahlreich. Doch wie sahen die nur in Grundresten erhaltenen Brennöfen ursprünglich aus? Wie funktionierten sie, und welche Fertigkeiten braucht es, um die damals übliche Keramik darin zu brennen?

Derartige Fragen lassen sich nur mit den Mitteln der experimentellen Archäologie klären: Man rekonstruiert einen Töpferofen, so wie man sich vorstellt, dass er seinerzeit ausgesehen hat. Dann mischt man den Ton für die Keramik, gemäss dem Rezept, den die mineralogisch-petrografische Untersuchung der Originalscherben ergeben hat, und formt daraus möglichst authentische Gefässe. Im anschliessenden Brand soll sich dann zeigen, ob die theoretischen Überlegungen der Wissenschaftler Bestand haben.

Das Experiment, das Ende Mai im Rahmen eines Markttagess im Hinterhof des Heimatmuseums Reinach stattfand, war der vierte Anlass dieser Art. Hauptziel war diesmal, die in den früheren Versuchen gewonnenen Erkenntnisse zu vertiefen und zu perfektionieren. Ausserdem erfolgte der Versuch

Zwei Keramik-
Expertinnen der
Fundabteilung
im Fachgespräch:
Christine Gugel (l.) und
Sandra Braschler.



Während des Brandes verstopfte das Schürloch wiederholt. Dann hiess es: Glut wegschaufeln. Links Daniel Chiquet im heissen Einsatz.

nun in der Öffentlichkeit, unter Beobachtung von Publikum und Medien.

Der Reinacher Brennofen stand bereits 2003 und 2004 im Einsatz. Er war damals errichtet worden, um erste Erfahrungen mit derartigen Brennöfen zu sammeln. Für die Herstellung des Brennguts konn-

te erneut die Töpferin Akia Obrist aus Ormalingen gewonnen werden. Ihre Erzeugnisse sind mittlerweile nahezu perfekte «Fälschungen» der frühmittelalterlichen Originale!

Um im Töpferofen die nötigen Temperaturen von rund 800 Grad zu erreichen, ist vor allem Nadelholz erforderlich. Das hatten wir mittlerweile gelernt. Hartholz brennt zu langsam und ergibt zu wenig lange Flammen. Zur Optimierung der Verbrennung wurde das Holz fein aufgespalten. Geeigneter wäre vermutlich Astholz gewesen, das heutzutage aber nicht mehr ohne weiteres in der erforderlichen Qualität beschafft werden kann.

Der mit 120 Gefässen nur zu zwei Dritteln gefüllte Ofen reagierte sehr träge auf Temperaturschwankungen. Es drohte deshalb kaum Gefahr, dass ein zu rascher Temperaturanstieg die Gefässe beschädigen würde. Probleme bereitete hingegen das Erreichen der Endtemperatur: Wir vermuten, dass sich die Unterkonstruktion mit Schamottsteinen negativ auf die Aerodynamik des Ofens ausgewirkt hat. Dadurch zog er nicht optimal; die Schüröffnung verstopfte



mehrmals und musste dann von glühender Holzkohle befreit werden. Ein Handicap war wohl auch der etwas zu grosse Brennraum: Ein voller Brennraum hätte die Hitze besser zurückhalten können.

Der Brand war nach zehn Stunden Feuern fertig. Das Öffnen des Ofens drei Tage später offenbarte

ein zwiespältiges Resultat: Die Töpfe waren perfekt gebrannt, aber nicht grau. Vermutlich war die Hitze beim Verschliessen des Ofens noch zu hoch, so dass das am Schluss des Brandes zugefügte, kohlenstoffreiche Reduktionsmaterial zu rasch verbrannt war.

Bericht: Reto Marti

Nur fast geglückt: die Töpfe waren zwar alle gut gebrannt und unversehrt. Statt dem angestrebten Grau zeigten sie jedoch ein blasses Beige-Orange.



Oberwil, St. Peter und Paul: ein altes Juwel neu präsentiert

Auf dass es gerade hängen möge! Mitarbeiter des Grabungsteams bei der Feinarbeit.

Die Grabungen von Jürg Ewald in der Kirche von Oberwil liegen mehr als 40 Jahre zurück. Sie markieren den Beginn einer modernen Kirchenarchäologie im Kanton. Die Ergebnisse waren damals so bedeutend, dass man beschloss, die wichtigsten Entdeckungen – Mauern, Gräber und antike Bo-

denreste – unter einer Betondecke zugänglich zu lassen. Dies ermöglichte der Archäologie Baselland im Jahre 2003 gezielte Nachuntersuchungen. Dabei wurden nochmals wichtige Erkenntnisse gewonnen, die nun in eine neue Beschilderung der Anlage eingeflossen sind.



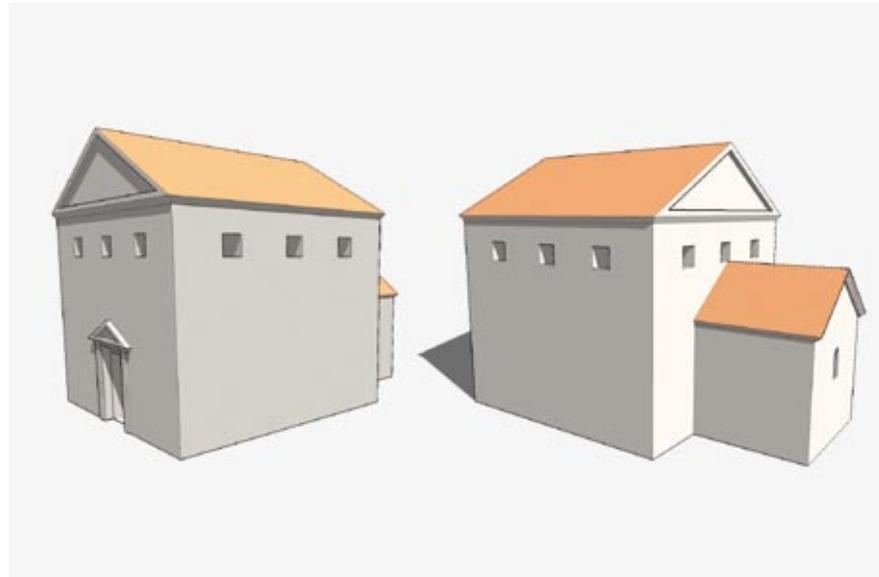
Die Nachuntersuchungen haben gezeigt, dass der erste Sakralbau rund 250 Jahre älter ist als zuvor angenommen. Er datiert um 400 n. Chr. Oberwil St. Peter und Paul ist damit neben der Kastellkirche von Kaiseraugst (und womöglich St. Laurentius von Liestal-Munzach) die einzige christliche Kirche der Region, deren Anfänge nachweislich noch in spätrömischer Zeit liegen.

Eine derart weit zurück reichende Tradition haben nur ganz wenige Kirchen in der Schweiz aufzuweisen. Solche Fundstellen sind deshalb enorm wichtig für das Verständnis, wie das frühe Christentum im Gebiet der heutigen Schweiz Fuss gefasst hat. Es ist der weisen Voraussicht der damaligen Verantwortlichen zu verdanken, dass die Funde unter der

Kirche von Oberwil – eine der wenigen konservierten Grabungen ausserhalb von Augusta Raurica – noch heute besichtigt werden können. Die neue Beschilderung hilft dabei dem Besucher, sich in den komplexen Befunden zurechtzufinden.

Bericht: Reto Marti

Versuch einer digitalen Rekonstruktion der frühmittelalterlichen Kirche, deren Schiff aus einem 250jährigen, spätrömischen Sakralbau besteht.



<

Eine der Informationstafeln in der archäologischen Krypta.

Temporärer Ersatz für das Original. Über die Homburg, die wegen Sicherungsarbeiten geschlossen ist, informiert an beiden Eingängen eine Tafel der Archäologie Baselland.



Vermittlung im Gelände: vier neu beschilderte Stätten

Informationstafeln sind ein attraktives und günstiges Mittel, um auf den kulturellen Aussagewert von archäologischen Denkmälern im Gelände hinzuweisen. Die Archäologie Baselland hat sich deshalb zum Ziel gesetzt, nach und nach die wichtigsten Stätten des Kantonsgebiets zu beschildern.

Im Berichtsjahr betraf dies etwa die jungsteinzeitlichen Dolmengräber von Laufen, die in einem gemeinsamen Projekt mit dem Museum Laufental, der Stadt Laufen und namhaften Laufentaler Sponsoren vor der Katharinenkirche attraktiv beschildert und zugleich neu inszeniert wurden.

Eine weitere Tafel informiert nun im Wölferhölzli zwischen Augst und Füllinsdorf über das längste römische Bauwerk der Schweiz, die vor zwei Jahren in dem Abschnitt neu sanierte römische Wasserleitung nach Augusta Raurica.

Mit finanzieller Unterstützung durch die Baselbieter Odd Fellows Loge in Thürnen erhielt auch die Farnsburg neue und attraktivere Informationstafeln. Und da das Innere der Homburg während der Bau-

arbeiten für die Öffentlichkeit gesperrt ist, wurden auch hier in den Eingangsbereichen der Burg zwei Informationstafeln aufgestellt. Sie informieren sowohl über die Geschichte der Burg als auch über die gegenwärtig durchgeführten Sicherungsarbeiten.

Bericht: Reto Marti

Lebensbild zu den Dolmengräbern von Laufen. Die jungsteinzeitliche Bestattungsszene stammt aus der Hand von Benoît Clarys.



Kostproben aus der mittelalterlichen Küche

Ein Quiz zum
Anfang: Was gab's im
Mittelalter schon,
was nicht?

Einmal essen wie an einem mittelalterlichen Fürstehof! Dieser Wunsch ging für 16 Kinder im Alter zwischen 12 und 16 Jahren und ihre Angehörigen in Erfüllung: im Rahmen der Ferienpässe Leimental/Birseck und Laufental am 6. August 2008. Auf mehreren Holzkohleöfen und einem Grill, die im

Hof des Heimatmuseums Reinach aufgestellt waren, mussten die Leckerbissen aber zuerst zubereitet werden.

Die nachgekochten Rezepte stammen allesamt aus Kochbüchern des 14. und 15. Jahrhunderts, vor allem aus Italien und Frankreich. Es gab:

- Zanzarelli, eine Hühnersuppe mit einer gekörnten Einlage aus Parmesan, Eiern und Paniermehl, gewürzt mit Safran, Zimt, Ingwer, Muskat und Pfeffer.
- Salat aus gebratenen Zwiebeln an Vinaigrette mit Zimt, Ingwer, Nelken- und Lorbeerpulver.
- Hühnerlebern an Vinaigrette mit Petersilie.
- Käsekrapfen.
- Linsenpurée mit Kräutern und Safran.
- Fisch an süß-saurer Sauce aus Zwiebeln, Mandeln, Rosinen, Dörrzwetschgen, abgelöscht mit Essig und gewürzt mit Safran, Ingwer und Kardamom.
- Huhn mit einer Fenchel/Mandelsauce, gewürzt mit Zimt, Ingwer, Nelken- und Lorbeerpulver.
- Fleischbällchen mit Ingwer an Kamelinsauce (aus Mandeln, Rosinen, Paniermehl und Essig mit Zimt



abgeschmeckt) und rosa Knoblauchsauce (aus eingekochtem Traubensaft, Mandeln, Brot und Knoblauch).

- Feigenpudding aus Mandeln, Rosinen, feingeschnittenen Feigen und Honig.

Den ganzen Nachmittag lang wurde geschnitten und gehackt, vermischt und geknetet, gebraten, gekocht und gegrillt. Dass das Kochen auf Feuern aus Holz oder Holzkohle, wie es in weiten Teilen der Welt noch heute zum Alltag gehört, gar nicht so einfach ist, konnte hier hautnah erfahren werden. Und dass auch ein gehöriges Mass an Geduld und Ausdauer nötig ist!

Die Jugendlichen lernten dabei nicht nur einen neuen Aspekt des Kochens kennen. Geruch und Geschmack, aber auch Farbe und Konsistenz der Speisen sprachen alle Sinne an und waren für die meisten ungewohnt und neu.

Das Resultat des Kocheinsatzes war überzeugend: Die Angehörigen, die gegen Abend eintrafen und von den Leckerbissen kosten konnten, mussten

meist davon überzeugt werden, dass die auf der Tafel aufgebauten kulinarischen Erlebnisse nicht von den Betreuerinnen und Betreuern, sondern von den Jugendlichen selbst zubereitet worden waren!

Bericht: Jürg Tauber

Das Kleinschneiden der Zutaten erfordert viel Ausdauer!



Leihgabe von Objekten

Zu den Highlights der archäologischen Sammlung gehört der berühmte Faustkeil von Pratteln aus der Altsteinzeit.

- Museum Aargau, Schloss Lenzburg, «König Artus und seine Ritter»: der ältere Topfhelm von der Burg Madeln bei Pratteln (Kopie).
- Historisches Museum Obwalden, Sarnen: der jüngere Topfhelm von der Burg Madeln (Kopie).

- Kulturwoche Anwil, verschiedene Objekte aus dem Gemeindegebiet: Nashornwirbel (Hauptstrasse), bronzezeitliche und römische Keramik, Hitze- steine (Rainmatt), keltische Leuker-Münze (Rennweg), römische Münzen (östlicher Dorfteil und Hauptstrasse 38), frühmittelalterliche Lanzenspitze (Buchsmatt) und drei Ziegelfragmente mit Stempeln der römischen XXI. Legion.

- Kirchgemeinde Ziefen: Jakobsmuschel aus der Kirche von Ziefen.

- Für Schulklassen, als Unterrichtsmaterial: Faustkeil von Pratteln, Hohle Gasse (Kopie).

- Heimatmuseum Aesch, nach Konservierung: Objekte aus Aesch Steinacker Grab 50 (mit Ohrringen, Perlenkette, Kreuzfibel, Schnalle, Messer, Schuhgarnitur).



Publikationen

- David Drissner, Peter Gehrig, Erwin Hildbrand, Reto Marti, Frank Hesford, Rotweinspuren in mittelalterlichem Kellerboden. Schweizerische Zeitschrift für Obst- und Weinbau 144, 2008/24, 4–7.
- Reto Marti, Spätantike und frühmittelalterliche Höhensiedlungen im Schweizer Jura. In: Volker Bierbrauer/Heiko Steuer (Hrsg.), Höhensiedlungen zwischen Antike und Mittelalter von den Ardennen bis zur Adria. Reallexikon der Germanischen Altertumskunde Ergänzungsband 58 (Berlin/New York 2008) 341–380.
- Reto Marti, s. v. «Langobarden», in: Historisches Lexikon der Schweiz 7, 2008, 645–647.
- Reto Marti, Die Birseck bei Arlesheim BL – Bischofsresidenz, Erdbebenburg, Landvogteisitz. Mittelalter, Moyen Age, Medioevo, Temp medieval, Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins 13, 2008/4, 137–159.
- Reto Marti, Essay «Frühmittelalter, 476 – 1000 n. Chr.» sowie verschiedene Kurztexte («Storyboards»), In: Unter uns, Archäologie in Basel (Ausstellungskatalog Basel 2008) 237–283.
- Reto Marti, Stein für Stein – Burgen sichern und erhalten. Info-Heft, Informationsheft der kantonalen Verwaltung (Basel-Landschaft) 156, 2008, 3–5.
- Michael Schmaedecke, Das Bauhandwerk im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Beobachtungen an den Burgen der Nordwestschweiz. Soester Beiträge zur Archäologie 9, 2008, 61–89.
- Michael Schmaedecke, Die Burg Birseck als Element des englischen Gartens der Arlesheimer Eremitage. Mittelalter, Moyen Age, Medioevo, Temp medieval, Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins 13, 2008/4, 159–170.
- Jürg Tauber, Cui bono? Oder: Wieviel Wasser braucht der (antike) Mensch? In: Dorothee Rippmann et al., ... zum allgemeinen statt nutzen: Brunnen in der europäischen Stadtgeschichte (Trier 2008).

Zeittabelle (v. Chr.)		Ereignisse	Funde, Fundstellen
Zeitenwende			
200	Jüngere Eisenzeit (Latènezeit)	Rauriker (Kelten) erste stadtartige Siedlungen (Oppidum Basel-Gasfabrik) Caesar erobert Gallien, erste schriftliche Nachrichten Gründung der Colonia Augusta Raurica (-44, erste Funde -15)	Oppidum, Töpferei (Sissach-Fluh und Brüel) Flachgräber (Allschwil, MuttENZ, Diepfingen ...) Siedlungsgruben (Gelterkinden, Therwil)
400			
600	Ältere Eisenzeit (Hallstattzeit)	Werkzeuge und Schmuck aus Eisen «Fürstensitze», erste Luxusimporte aus dem Mittelmeerraum	Höhensiedlungen (MuttENZ-Wartenberg, Sissach-Burgenrain) Grabhügelfelder (MuttENZ-Hard, Pratteln)
800			
1000	Bronzezeit	Herausbildung sozialer Schichten Buntmetall (Bronze) wird wichtiger Werkstoff befestigten Höhensiedlungen Metallhandel, Metallhorte Klimaverschlechterung, Aufgabe der Seeufersiedlungen (-800)	Höhensiedlungen (Pfeffingen-Schalberg, MuttENZ ...) Siedlungen und Urnengräber (Birseck) Depotfunde (Aesch, Allschwil)
1500			
2000			
3000			
5500	Jungsteinzeit (Neolithikum)	Beginn Sesshaftigkeit, Ackerbauern, Viehzüchter erste Keramik, Objekte aus geschliffenem Stein Bau fester Häuser, im Mittelland erste Seeufersiedlungen	La Hoguette-Keramik (Liestal-Hurlistrasse) Dolmengräber (Aesch, Laufen) Silixabbau (Lampenberg-Stälzler)
7000	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	Jäger und Sammler in Wald- und Buschlandschaften	Bestattung (Birmatten-Basisgrotte)
10'000			
50'000	Altsteinzeit (Paläolithikum)	nomadisierende Jäger und Sammler Homo erectus, Neandertaler, moderner Mensch Werkzeuge aus Silix und Geröllen Eiszeiten wechseln mit Warmzeiten Gletscher und Tundra Beginn der Wiederbewaldung und Fundzunahme (ab -11'000)	Faustkeil (Pratteln) Chopping tool (Reinach-Mausacker) Freilandstation (MuttENZ-Rütihard) Silixabbau (Roggenburg) bemalte Gerölle (Arlesheim)
100'000			
150'000			
300'000			
600'000			

Funde, Fundstellen	Ereignisse	Zeittabelle (n. Chr.)	
<p>Gewerbeanlagen (Binningen-Hollee) militärische Anlagen (Belchen, Langenbruck, ...)</p>	<p>Kantonstrennung (1832), Bundesstaat (1848) Bevölkerungsexplosion Industrialisierung, Technisierung, Informationsgesellschaft</p>	Moderne	2000
<p>Bauernhäuser, Gewerbeanlagen, Kirchenumbauten Hochwachten (Frenkendorf-Fluh, Pratteln, Sissach-Fluh, ...) Verkehrswege (Langenbruck-Passstrasse) Schlösser (Arlesheim-Birseck, Farnsburg, Homburg ...)</p>	<p>Reformation (ab 1520) Dreissigjähriger Krieg (1618–1648) Kolonialisierung in Amerika, Afrika und Asien</p>	Neuzeit	1800 1600
<p>Kleinstädte (Liestal, Laufen, Waldenburg) Burgen (Pratteln-Madeln, Arlesheim-Birseck, Farnsburg, Homburg, Sissach-Bischofstein, Zwingen-Ramstein ...)</p>	<p>Herausbildung der Eidgenossenschaft Erdbeben von Basel (1356) Gründung der Universität Basel (1450)</p>	Spätmittelalter	1400
<p>Dörfer (Lausen-Bettenach, Liestal-Rösern, Reinach, Aesch ...) Kirchen, Klöster (Aesch, Muttenz, Langenbruck-Schöntal ...) Burgen (Füllinsdorf-Altenberg, Wenslingen-Ödenburg, Eptingen-Riedfluh, Muttenz-Wartenberg ...)</p>	<p>Stadtgründungen (Liestal, Waldenburg, Laufen) Burgenbau, Rodungen, Basel erhält Stadtmauer (um 1100)</p>	Hochmittelalter	1200
<p>ländliche Siedlungen (Lausen-Bettenach, Pratteln, Reinach ...) Gräberfelder (Aesch, Reinach, Therwil, Eptingen ...) Kirchen (Oberwil, Lausen, Sissach, Buus, Bennwil, ...) frühe Burgen (Liestal-Burghalden, Sissach, Zunzgen-Büchel) Töpfereien (Oberwil, Therwil, Reinach)</p>	<p>Merowinger integrieren Region ins Frankenreich (534/7) intensivierte Christianisierung, Kirchen und Klöster entstehen Altsiedelland der Römerzeit wird wieder besiedelt Herausbildung der Feudalgesellschaft Königreich Hochburgund (888–1032)</p>	Frühmittelalter	1000 800 600
<p>Koloniestadt Augusta Raurica Gutshöfe (Liestal-Munzach, Muttenz, Pratteln, Hölstein ...) Wasserleitung (Lausen-Liestal-Füllinsdorf-Augst) Heiligtümer (Bubendorf-Fieleten, Frenkendorf-Fluh) spätromische Wachtürme (Birsfelden, Muttenz, Rheinfelden)</p>	<p>Romanisierung der Bevölkerung (Gallo-Römer) Handel und Verkehr blühen in zentralen Lagen entstehen grosse Gutshöfe dichte Besiedlung, Entvölkerung in Krisen des 3. und 4. Jh.</p>	Römerzeit	400 200 Zeitenwende

